

Kleine Waldkapelle

„Zum ewigen Troste“
Neuwühren II b. Raisdorf



Fr. Kottler

Kapellenbrief 2002

Sehr geehrte, liebe Freunde der Waldkapelle!

Wieder ist ein Jahr vergangen, in dem unsere Waldkapelle durch Gottes Güte bewahrt geblieben ist und vielen Einkehrenden ein Zeichen der Geborgenheit und ein Ort des Gebetes war. Und wieder senden wir Ihnen einen Gruß in österlicher Vorfreude als Zeichen des Dankes und der Verbundenheit.

Wir danken für alle Spenden, die wir von Ihnen und vielen Besuchern erhalten, die uns die Bauunterhaltung der Kapelle ermöglichen. In diesem Jahr haben wir die beiden Seitenräume in Eigenleistung renoviert. Die Renovierung des Kapellenraumes ist in Auftrag gegeben worden, da ein Anstrich nötig ist. Mehrfach mußte ein Dachdecker tätig werden, weil es Probleme mit dem etwas komplizierten Dach gab. Ein Elektriker war nötig für die Schaltautomatik der Heizung. Im Giebel zeigen sich Risse, auch das muß gemacht werden. Ebenso muß die Brücke einen neuen Schutzanstrich erhalten.

Der Kirchenkreis Kiel hat uns eine Gemeindegeldkollekte zur Verfügung gestellt. So konnten wir einen neuen Schrank im Sakristeiraum anschaffen. Danke.

Leider haben wieder blindwütige Täter Ihre Spuren hinterlassen und das schöne von Heinrich Badsedow gestaltete Dreifaltigkeitsfenster zerstört. Wir hoffen, es restaurieren lassen zu können.

Zu den Gottesdiensten, die am Palmsonntag und Ostern wieder beginnen, laden wir herzlich ein. Wer eine Kirche besucht, erhält sie; das gilt auch für unsere Kapelle. Es bleibt bei dem bewährten Rhythmus: Immer sonntags um 15 Uhr. Am ersten Sonntag des Monats Professorenpredigt und am dritten Sonntag plattdeutsch. Die Professorenpredigten, wieder von Herrn Prof. Dr. Kürzdörfer moderiert, sollen die Losung dieses Jahres bedenken:

Ja, Gott ist meine Rettung; ihm will ich vertrauen und niemals verzagen." (Jesaja 12,2)

Träger: Kapellenverein Neuwühren e.V.

Bankverbindungen: Elmschenhagener Volksbank (BLZ 210 900 07) Konto-Nr.: 300 230 09
Ev. Darlehnsngenosenschaft Kiel (BLZ 210 602 37) Konto-Nr.: 26409

Allen, die uns in der Kapelle das Wort Gottes predigen, und allen, die sich für die Pflege und für den Schmuck der Kapelle persönlich einsetzen und im Kirchenbüro für die Organisation, sei herzlich gedankt.

Unsere Sorge ist der Nachwuchs. Wir Aktiven werden älter. Wer wird bereit sein, den ehrenamtlichen Dienst an der Waldkapelle einmal weiterzuführen? Es gibt mehr Menschen, die die Kapelle haben wollen und auch nutzen, als solche, die ihr auch zuverlässig dienen wollen. Unser Land braucht gerade in Zeiten wachsender Zerstreuung und weltanschaulicher Vermarktung Menschen, die den Kirchen dienen. Die Kirchen sollen ein Zeichen bleiben für die gute Gabe des Evangeliums. Wer aber will einstehen dafür, daß die Kapelle bleibt??

Das Kirchenbüro in Kroog bleibt zuständig für die Anmeldung von Amtshandlungen: Hier noch einmal die Kontaktadresse: 24103 Kiel, Algäuer Straße 1, Tel.- 0431-787396; Fax: 0431 - 783070. (Di und Fr 10-12; mi 17,30-19,30)

Die Gottesdienste beginnen nach der Winterpause
ab Palmsonntag, dem 24. März, (mit Otto Böhnke).

Weiterhin jeweils am Sonntagnachmittag um 15 Uhr,
am dritten Sonntag in der Regel op plattdütsch.

Die Reihe der Professorenpredigten 2002,
ab Mai immer am ersten Sonntag des Monats,
zur gewohnten Neuwührenzeit um 15 Uhr.

Feier der Osternacht.
Feierliche Liturgie am Ostermorgen
mit den Sängern des St. Stephanuschores Kiel - Kroog,
31. März 2002, 5 Uhr (fünf Uhr). SOMMERZEIT !!!!

Wanderung ab "Lug ins Land" um 4,15 Uhr.

Herzlich willkommen in der Waldkapelle!

*Dankbare Grüße und herzliche Segenswünsche zu Ostern sendet
namens des Kapellenvorstands Ihr*

Sera Reinert

MITGESCHÖPFLICHKEIT

**PROFESSORENPREDIGTEN
IN DER WALDKAPELLE**

„ZUM EWIGEN TROSTE“



A.D. 2001

MITGESCHÖPFLICHKEIT

Professorenpredigten in Neuwühren im Jahre 2001

Die Professorenpredigten in der Neuwührener Waldkapelle zum "Ewigen Troste" standen im Jahre 2001 unter dem Motto <Mitgeschöpflichkeit>. Dieser Begriff ist ein erst in der neueren christlichen Ethik geprägtes Wort. Der Mensch, der die Natur erforscht und beherrschen lernt, ist selbst Teil der Natur und kann auch als Glaubender seine Geschöpflichkeit nur als Mitgeschöpflichkeit deuten. Die Aktualität dieser Verpflichtung ist jenseits aller Parteipolitik evident. Die Folgen der Schöpfungsvergessenheit sind für die Tier- und Pflanzenwelt grausam und katastrophal, sie bedrohen das menschliche Leben. Unter diesem Druck stehen Ökologie und Bewahrung der Schöpfung auf der internationalen Tagesordnung, auch wenn die großen Konferenzen bislang keine nachhaltige politische Wende erreichten. Der Ruf zur Mitgeschöpflichkeit des Menschen mit aller Kreatur führt uns dazu, nach den biblischen Quellen der Lehre von der Schöpfung zu suchen.

Das Anliegen des Begriffs <Mitgeschöpflichkeit> ist in unserer Glaubenstradition tief verankert. "Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen" heißt es im Katechismus. Das Apostolische Glaubensbekenntnis spricht seit alters vom "Schöpfer Himmels und der Erden". Die Lehre von der Schöpfung gipfelt biblisch in der Verheißung der neuen Schöpfung, in der Gott "abwischen wird alle Tränen und der Tod nicht mehr sein wird" (Offenbarung des Johannes 21:4). Dieses Bekenntnis spricht in die Weltwirklichkeit von heute, deren zahllose "Kreuze" uns erinnern können an das Kreuzesopfer Jesu, der nach dem Kolosserbrief "das Ebenbild des unsichtbaren Gottes (ist), der Erstgeborene vor allen Kreaturen" (Kol 1:15).

Den Professoren der Kieler Hochschulen, die mit ihrer Fachkompetenz sich in den Dienst der Verkündigung dieses Glaubenszeugnisses haben stellen lassen, möchte ich an dieser Stelle herzlichst danken. Den Lesern dieser Predigtsammlung wünsche ich mannigfache Anregung.

Klaus Kürzdörfer

<Mitgeschöpflichkeit> nach Paulus

Denn ich bin überzeugt, daß dieser Zeit Leiden nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll. Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet darauf, daß die Kinder Gottes offenbar werden.

Die Schöpfung ist ja unterworfen der Vergänglichkeit - ohne ihren Willen, sondern durch den, der sie unterworfen hat - doch auf Hoffnung, denn die Schöpfung wird frei werden von der Knechtschaft der Vergänglichkeit zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.

Denn wir wissen, daß die ganze Schöpfung bis zu diesem Augenblick mit uns seufzt und sich ängstet. Nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, die wir den Geist als Erstlingsgabe haben, seufzen in uns selbst und sehnen uns nach der Kindschaft, der Erlösung unseres Leibes. Denn wir sind zwar gerettet, doch auf Hoffnung (Der Apostel Paulus im Römerbrief, Kapitel 8:Verse 19-24).

+ + +

Die Reihe der Neuwührener Professorenpredigten steht im Jahr 2001 unter der Überschrift "**Mit-g e s c h ö p f l i c h k e i t**". Dieses Thema ist seit langem aktuell, seit kurzem sogar besonders dringlich. Der seit vielen Jahren in Gang befindliche "*Konziliare Prozeß für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung*" mobilisierte bemerkenswerte theoretische und praktisch politische Bemühungen zur Verwirklichung von mitkreatürlicher Solidarität. Zuletzt waren es die BSE-Krise und die Maul- und Klauenseuche, die das Thema in die Schlagzeilen brachten bis dahin, daß der Bischof der Nordelbischen Kirche das Keulen von Hundertausenden von Rindern zur bloßen Marktbereinigung als „gotteslästerlich“ bezeichnete, damit einen energischen Widerspruch des Bauernverbandspräsidenten provozierend. Auf der anderen Seite wurde dem Christentum abgesprochen, sich als Anwalt für Mitgeschöpflichkeit einzumischen. Schriftsteller wie Carl Amery sprachen im Hinblick auf die galoppierenden Umweltprobleme sogar von den "gnadenlosen Folgen des Christentums". Nicht wenige verzichteten mittlerweile auf den Begriff Schöpfung, weil er ihnen einen Schöpfer suggeriert, an den sie nicht glauben wollen oder können. Viele aber schieben der Bibel mehr oder weniger die Mitschuld an der Umwelt- und Mitweltkrise in die Schuhe, indem sie auf die verheerende Folgen des Schöpfungsauftrags "*Machet euch die Erde untertan und herrschet über die Tiere*" (1.Mose

I N H A L T

6. Mai	Mitgeschöpflichkeit nach Paulus Römer 8:19 – 24	Prof. Drs. Klaus Kürzdörfer
3. Juni	Abschied mit Zukunft Johannes 14: 15 – 19	Prof. Dr. iur. Hans Hattenhauer
1. Juli	Schöpfungsverantwortung nach Genesis 1: 24 – 28a und 31a	P. OKR. PD. Dr. phil. Jürgen Hach
2. September	Matthäus 6: 26 – 30	Prof. Dr. rer. nat. Volker Weidemann
7. Oktober	Mitgeschöpflichkeit?	Prof. Dr. Ing. Fouad Ghattas
4. November	Gottes Walten in der Schöpfung und in der Geschichte des Gottesvolkes Psalm 147	Prof. Dr. phil. Friedhelm Debus
2. Dezember	Zum 1. ADVENT Kolosser 1: 15 - 23	Prof. Dr. phil. Edith Marold

1:28) verweisen und da eine falsche Weichenstellung mit verheerenden Auswirkungen erblicken. Auf solche und ähnliche Probleme einzugehen, würde allerdings eine Predigt überfordern, weswegen wir uns mit einem bescheideneren Ausblick begnügen werden.

Bevor wir auf unseren Briefabschnitt des Apostels Paulus näher eingehen, wollen wir aber festhalten, daß es sich bei dem Gedanken der "Mitgeschöpflichkeit" insgesamt um ein urbiblisches Anliegen handelt. Dafür einige Beispiele: In der Arche-Noah-Erzählung betrifft die "Sintflut" Mensch und Tier gleichermaßen wie auch die rettende Arche beiden ein Über- und Fortleben unter dem Zeichen des Regenbogens verspricht. Oder die Jona-Erzählung: Hier will sich der Prophet dem göttlichen Auftrag verweigern, Ninive Buße zu predigen. Als er endlich doch noch seinen Auftrag ausführt, tut die als Inbegriff des Frevels geltende Riesenstadt wider Erwarten in Sack und Asche Buße, und zwar wie es bezeichnenderweise heißt: *vom König bis zum Vieh*. Um diese willkürliche Umschau in der Bibel noch mit wenigstens einem neutestamentlichen Beispiel abzurunden, sei auf den Stall von Bethlehem verwiesen. Für die heilige Familie war zwar kein Raum mehr in einer Herberge vorhanden. Aber Ochs und Esel überließen ihre Futterkrippe dem göttlichen Kinde.

Ohne Zweifel ist, auch wenn es diese Auswahl nicht durchschlagend begründen kann, <Mitgeschöpflichkeit> ein zentrales biblisches Thema und nicht erst eine nachträgliche Reaktion auf moderne Schuldzuweisungen wegen mangelnder oder unterbliebener mitgeschöpflicher Solidarität.

Dies zeigt sich nun in besonders auffallender Weise in unseren Versen des Paulus an die Gemeinde in Rom. Sein Römerbrief gilt bekanntlich als eine der tiefsten und gründlichsten Darlegungen des Evangeliums überhaupt, freilich auch als eine der anspruchsvollsten und schwierigsten. Innerhalb dieses "Testaments", wie man das Vermächtnis des Apostels zu Recht bezeichnet hat, stellt das 8. Kapitel den Höhepunkt der paulinischen Auslegung der christlichen Heilsbotschaft dar. Deshalb ist es schon sehr bemerkens- und bedenkenswert, daß an dieser wichtigen und grundlegenden Stelle die "Mitgeschöpflichkeit" betontermäßen behandelt wird. Im Rahmen unserer Predigt kommt es mir vor allem darauf an, herauszustellen, **w i e** die mitkreatürliche Solidarität hier zum Ausdruck kommt.

Zunächst spricht Paulus die Christen in Rom auf "ihre Leiden" an, was wohl im Hinblick auf die heraufziehenden Christenverfolgungen unter Nero, aber auch hinsichtlich der mannigfachen Anfechtungen christlicher Existenz überhaupt im heidnischen Alltag ein selbstredendes Einvernehmen herstellt. Bei den unumgänglichen Widrigkeiten christlicher Nachfolge will sich aber der Apostel nicht ausführlicher aufhalten. Vielmehr lenkt er sogleich den Blick auf die christliche Hoffnung, die er mit "in Kürze bevorstehender

Herrlichkeit" umschreibend, mehr verbirgt als konkret verdeutlicht. Natürlich dürfte man neugierig sein, was mit dieser "bevorstehenden Herrlichkeit" gemeint sein könnte. Aber die Kommentare zügeln hier zurecht ihre Phantasie. Für das Erhoffte reicht die nur aus bisheriger innerweltlicher Erfahrung gespeiste Sprache offensichtlich nicht aus. Bischof Wilckens bemerkt in seinem gehaltvollen Kommentar zu dieser Stelle : "Uns fehlen die Worte, um das Erhoffte auszudrücken. Zwar verfügt das Urchristentum natürlich über Worte wie hier "Erlösung", "Befreiung", "Künftige Herrlichkeit"; aber **w a s** diese Worte eigentlich bezeichnen, wissen wir nicht, weil es sich ja eben um "Unsichtbares", um das an uns noch nicht realisierte Heil der Endzeit handelt, das wir nur im Vorgriff benennen, aber nicht sprachlich zu begreifen vermögen" (Der Brief an die Römer EKK II, S.160). Da biblisch "Herrlichkeit" die unmittelbare Atmosphäre Gottes selbst, sozusagen sein eigentliches Wesen meint und Christus in diese Lichtsphäre bereits hinein inthronisiert ist, hofft christlicher Glaube selbst einmal von dieser Aura Gottes mitverherrlicht zu werden, weil unser Herr dies ausdrücklich verheißen hat.

Mit dieser Feststellung gelangen wir nun dicht an die unerhörte Perspektive unserer Verse: Denn der Apostel gesteht hier unserer Mitkreatur zu, daß sie um dieses bevorstehende Anteilbekommen der Christen an der Aura Gottes nicht nur ahnungsvoll weiß, sondern dieses heiß und innig herbeisehnt: Die Mitgeschöpfe warten auf Menschen als Kinder Gottes! Mit anderen Worten: Paulus räumt der Mitkreatur eine Ahnung davon ein, daß der Mensch als Christ eine über sein momentanes Bewußtsein als "Leidender" hinausreichende Bestimmung für die unmittelbare Atmosphäre Gottes besitzt. Menschsein erschöpft sich nicht in der derzeit erreichten und empirisch faßbaren Befindlichkeit, sondern erstreckt sich hinein in die göttliche Welt und findet erst da seine Vollendung. Sie bezeichnet der Apostel mit Worten wie "Kindschaft", "Erlösung unseres Leibes", "gerettet auf Hoffnung", "Gottes Erben", "Miterben Christi" (8: 17). - Ich muß gestehen, daß mir keine biblischen Glaubensaussagen bekannt sind, wo der Mitkreatur auch nur im entferntesten eine solche Auszeichnung, ja Würde, zugestanden wird. Womöglich hängt mit der außerordentlichen Kühnheit solcher Vorstellung zusammen, daß sie in der Geschichte der Christenheit fast ohne Echo und nahezu ohne jede praktische Auswirkung auf den menschlichen Umgang mit den Mitgeschöpfen geblieben ist. Franz von Assisis Sonnengesang oder Albert Schweitzers Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben zählen zu den extrem seltenen rühmlichen Ausnahmen.

Mit dem "ängstlichen Harren der Kreatur, daß die Kinder Gottes endlich offenbart werden" hängt nun aber bei Paulus ein weiterer Aspekt der Mitgeschöpflichkeit untrennbar zusammen. Mensch und Mitgeschöpfe sind gemeinsam der Vergänglichkeit, oder wie neuere Ausleger übersetzen: der Nichtigkeit unterworfen. Höchstwahrscheinlich ist damit

die nachparadiesische Wirklichkeit, also die Welt nach dem Sündenfall, gemeint, mithin die Realität, die wir aus Erfahrung kennen, zu der u.a. BSE, MKS, Tierquälerei und überhaupt ein pervertiertes und korrumpiertes Verhältnis zwischen Mensch und Mitkreatur zählen. Zur Charakteristik der Schöpfung nach dem "Sündenfall" gehört, daß das schöpferische Gütesiegel "und siehe da, es war sehr gut" (1.Mose 1:31) nicht mehr selbstverständlich ist, im Gegenteil weithin vermißt wird. Statt dessen befindet sich die Mitwelt in der "Knechtschaft der Vergänglichkeit" oder wie Paulus diese Charakterisierung umschreibt: sie "seufzt" und "ängstet" sich. Dieses Seufzen und Ängsten umschreiben Gott zugeschriebene Worte beim ersten Bundesschluß nach der Sintflut folgendermaßen: *"Furcht und Schrecken vor euch sei über allen Tieren auf Erden und über allen Vögeln unter dem Himmel, über allem, was auf dem Erdboden wimmelt, und über allen Fischen im Meer; in eure Hände seien sie gegeben"* (1.Mose 9:2).

An diesem "in euere Hände seien sie gegeben" hängt Wohl und Wehe unserer Mitkreaturen. Gelangen sie in „gute“ Hände, dann geht es den Tieren leidlich. Ist das nicht der Fall, kommt es zu den Grausamkeiten, die Schlagzeilen machen, beispielsweise

- daß ein niedersächsischer Bauer 35 Rinder auf seinem Hof verwahrlosen und verhungern läßt, bis die Polizei die stinkenden Kadaver vom Hof transportieren muß.
- daß britisches Militär zur Verbrennung ...-zigtausender verseuchter Schaf- und Rinderherden abkommandiert wird
- daß Urlauber jährlich mehr als 200000 Haustiere auf Autobahnrastplätzen aussetzen, weil sie ihnen lästig werden;
- daß Turbokühe mit maximaler Milchleistung gezüchtet werden und gleichzeitig ihre Kälber frühzeitig entwöhnt und unnatürlich aufgezogen werden.
- von den Greueln der Massentierhaltung, unnötiger Tierversuche usw. ganz zu schweigen.

Normalerweise gelangen "Furcht und Schrecken" unserer Mitkreaturen vor Tierquälern und Schindern nicht in unsere Wohnungen, es sei denn Fernsehberichte oder Sensationsmeldungen liefern sie frei Haus, dann meist derart Abscheu erregend, daß man sie möglichst rasch verdrängt, weil es schier unerträglich ist, mit derart grausamen Schreckensbildern zu leben. -

Wir kommen zum Schluß. Es ist wohl niemand unter uns, den die europaweite BSE-Krise und die England und Holland heimsuchende Maul- und Klauenseuche nicht zutiefst nachdenklich gemacht hätte. Aber solche Betroffenheit währt immer nur vorübergehend. Allzu rasch kehrt das Alltagsleben zum „business as usual“ zurück. Wir könnten die eingetretene Ratlosigkeit und Verlegenheit aber fruchtbar werden lassen, wenn wir unsere Lebensweise radikal überprüfen und vom biblischen Ethos der Mitgeschöpflichkeit zur

Buße anhalten ließen. Vorbilder wie Franz von Assisi und Albert Schweitzer könnten aus der Vergessenheit hervorgeholt werden und auf ihre Vermittelbarkeit mit dem modernen Lebensstil erörtert werden. Christen und ökologisch sensible Mitmenschen außerhalb der Kirchen könnten sich auf den „Konziliaren Prozeß für Gerechtigkeit, Friede und Bewahrung der Schöpfung zurückbesinnen und an die Erklärung von Seoul 1990 anknüpfen, die an Aktualität nicht das geringste eingebüßt hat:

„Wir erklären, daß die Schöpfung Gott gehört (Ps 24). Nicht die Menschheit, sondern Gott ist Quelle, Mittelpunkt und Erfüllung der ganzen Schöpfung; die ganze Schöpfung ist zur Ehre Gottes geordnet (Offb 1:8). Daraus folgt, daß die Menschen weder individuell noch kollektiv das Recht haben, die Natur systematisch für ihre eigenen Zwecke einzuspannen und zu mißbrauchen. Frauen und Männer entsprechen dem göttliche Wille für die Schöpfung nicht dadurch, daß sie die Natur beherrschen, sondern dadurch, daß sie als ihre Haushalter in harmonischer Gemeinschaft mit ihr leben und allem Leben Achtung und Liebe entgegen-bringen. Durch solchen Gehorsam gegenüber Gott kann die Ganzheit der Schöpfung gefördert und für zukünftige Generationen bewahrt werden. Alles Leben gehört Gott.“ [Ökum. Rat der Kirchen, Genf (Hg.: Erster Entwurf für die Weltversammlung „Gerechtigkeit, Friede und Bewahrung der Schöpfung“ in Seoul 5.-13. März 1990, § 122)].

Am Ende einer Neuwührener Professorenpredigt ist wohl auch eine selbstkritische Anfrage an die Universität und ihr heutiges Selbstverständnis gestattet. Dazu fand ich in dem „Manifest zur Versöhnung mit der Natur“, das unter maßgeblicher Beteiligung von Carl Friedrich von Weizsäcker formuliert wurde, folgende Selbstverpflichtung: *„Eine vorrangige Aufgabe ist und bleibt die kritische Auseinandersetzung mit dem Charakter der wissenschaftlichen Vernunft selber. Wer nicht nach den Folgen dieser, die irdische Lebenswelt immer stärker verändernden Vernunft fragt und damit nach dem Charakter dieser Vernunft selbst, der greift zu kurz: der akzeptiert den Herrschaftsanspruch der wissenschaftlichen Rationalität und damit auch die Basis des Unfriedens mit der Natur, auf der alle politische Macht heute beruht.“*

Abschied mit Zukunft

Dann werde ich den Vater bitten und er wird euch einen anderen Tröster senden.

Der wird dann für immer bei euch bleiben.

Er ist der Geist der Wahrheit. Die Welt kann ihn nicht bekommen, weil sie ihn nicht erkennt..

Ihr aber kennt ihn und er wird bei euch bleiben und in euch wohnen..

Ich werde euch nicht wie elternlose Waisenkinder zurück lassen. Ich will wieder zu euch kommen. Es dauert nicht mehr lange und dann werde ich für die Welt nicht mehr zu sehen sein. Ihr aber sollt mich sehen, denn ich lebe und ihr sollt auch leben. Joh, 14,15 -19

Hier geht es um einen Abschied und davon verstehen wir einiges, je älter wir werden um so mehr. Aber von Abschieden gibt ja doch sehr unterschiedliche Arten. Bei den einen jammert es uns, dass da keiner geht. Bei anderen dürfen wir fest auf ein Wiedersehen rechnen, bei anderen sind wir sogar froh, dass der Abschied endlich gekommen ist. Am schwersten aber fällt uns doch der Abschied, wenn wir von einem geliebten Menschen scheiden müssen und wissen, dass es hier auf Erden kein Wiedersehen mehr geben wird. Darüber kommt man nicht so leicht, manchmal nie hinweg. Aber selbst von diesen schmerzhaftesten aller Abschiede gibt es sehr unterschiedliche Arten. Als der alte von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland ans Sterben kam, sorgte er noch für seine Dorfkinder: „*ich scheide nun ab / legt mir eine Birne mit ins Grab*“. Es ging ihm um ein Vermächtnis für jene, die er nun verlassen musste. Auch künftig sollten sie in der goldenen Herbstes-zeit mit Birnen wohlversorgt bleiben. Andere sorgen sich unter Qualen um die nun schutzlos und unversorgt Zurückgebliebenen. Es geht eben nicht jeder beruhigt davon, weil er sein Haus ordentlich bestellt hat. Nicht jeder kann sagen, wie es das Alte Testament so schön sagt, „alt und lebenssatt“ davon gehen. Eben deshalb sind die letzter Worte der Scheidenden ihnen und den Bleibenden so wichtig. Solche Worte sollen unvergessen bleiben und bleiben es oft auch, festhalten, was am Dahin- geschiedenen wesentlich war. Daraus ist eine ganze Literaturgattung entstanden, aus deren Reservoir man sich bei geistvoller Unterhaltung gern zu bedienen pflegt. Aber können sie mehr leisten? Trösten können sie zumeist nicht. So gehaltvoll solche Menschenworte aber auch immer sein mögen - sie sind nicht zu vergleichen mit diesen letzten Worten des Herrn Jesus Christus, die wir seine „Abschiedsrede“ nennen. Er weiß besser als die Jünger, dass seine Zeit hier auf Erden nur noch kurz bemessen ist. Er weiß, dass es nach diesem Abschied keine dauerhafte Rückkehr zu dem bisherigen gemeinsamen Leben mehr geben wird. Hier geschieht Endgültiges. Was mögen die Jünger gesagt haben, als er ihnen ankündigte, dass nun die Zeit zum Abschiednehmen gekommen sei? Von denen ist hier nicht die Rede, obwohl seine Worte ihnen doch gewiss Schmerz verursacht haben. Hat die Angst

vor einer Zukunft ohne Jesus sie sprachlos gemacht? Sie waren ja mit ihm durch Dick und Dünn gegangen, hatten wie er ohne Herberge und stets auf der Wanderschaft, manchmal auf der Flucht gelebt. Sie hatten bei alledem treu zu ihm gestanden und seine Worte dankbar bewahrt, hatten gewusst, dass dieser es war, von dem ihr Glück und ihre Zukunft. abhing. Sie hatten als Wahrheit erkannt, was andere für Gotteslästerung hielten. Aber nun wollte er davon gehen. Wohin denn? Durfte er das so einfach? Was sollte denn aus ihnen werden? Wie sollten sie ohne ihn weiter leben? Wurden nun nicht alle seine anscheinend ewiggültigem Worte durch sein Davongehen wertlos? Hatten sie sich in Jesus getäuscht und mussten nun bitter für ihren Irrtum zahlen? Was konnte denn Bestand haben, von alledem, was sie bei ihm gehört hatten? Sollte er in ihrer Erinnerung nicht mehr bleiben als einer unter anderen Weisheitslehrern? War es etwa das, worauf sie sich nach diesem Abschied einzurichten hatten? So mögen sie gedacht haben. Aber noch ehe sie diese Zweifel zur Sprache bringen, kommt die Antwort: „Nein, ich bin kein Deserteur. Dieser Abschied hat Zukunft. Ihr braucht. jetzt Trost und werdet ihn auch in Zukunft brauchen, aber ihr werdet ihn bekommen.“ Das Wort „Trost“ wiegt hier schwerer, als sonst heute üblich. Es bedeutet praktisch und wirksam „helfen“. Ein Kind, dass von seiner Mutter getröstet wird, schluchzt noch einmal auf und hat den Schmerz vergessen. So kann der Prophet Jesaja sagen (66. 13): *„Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet.“* Aber auch Mütter müssen es erleben, dass sie nicht wirklich trösten können und hilflos vor dem Jammern ihrer Kinder stehen. Hat Nietzsche nicht doch recht mit der Behauptung, dass aller Trost trübe ist? Dies jedenfalls, wenn man sich an der Erfahrung erlebter eigener Ohnmacht bei Tröstungsversuchen erinnert. Menschen können eben nicht wirklich trösten. Wirklich trösten kann allein Gott. Und da bekommt nun dieses Wort vom „Tröster“, den Jesus den aufgeschreckten den Abschied ihres Meisters verloren geht. Dabei können sie sich heute zwar ein Weiterleben ohne Jesus nicht vorstellen. Es wäre schon viel, sogar alles Nötige gesagt gewesen, wenn der Herr nur dies getan und das Kommen des göttlichen Trösters angekündigt hätte. Aber er sagt noch mehr und beschreibt ihnen den, der da als Tröster kommen wird: Er ist der Geist des Gehorsams, der Wahrheit und des Lebens. Dieser Tröster hat offenbar seinen Preis: den Gehorsam im Erfüllen der Gebote Jesu. Deshalb singt Philipp Spitta in seinem Pfingstlied, das bei den Christen heute mehr denn je ein Pflichtlied sein müsste: „Geist des Glaubens, Geist der Stärke, der Gehorsams und der Zucht!“ Oder passen solche Worte. nicht mehr in unsere Zeit der Spaßgesellschaft? Haben sie denn je in eine Zeit gepasst? Wünschen wir uns nicht einen anderen Geist, den Geist der Begeisterung und der seelischen Beflügelung? Wenn Menschen es mit Gott zu tun bekommen, dann suchen sie das Außergewöhnliche. Deshalb reden die (Griechen von „Enthusiasmus“, dem „in Gott, voll von Gott Sein“. Es ist nun einmal unsere Art, dass wir in den Himmel Gottes versetzt sein wollen, um es mit ihm zu tun zu bekommen. Und in der Tat gibt es auch derartige Erfahrungen

göttlichen Begeisterung. Aber das ist nicht der Alltag unseres Glaubens. Das Leitmotiv - oder Leidmotiv? - aller Jünger Jesu ist nicht die Begeisterung, sondern der Gehorsam. Der Tröster von dem Jesus hier redet; ist nicht einer der Gefühlsseligkeit, sondern einer des mausgrauen Alltags- gehorsam. Da spricht der Herr eine klare Sprache: dieser Tröster bindet seinen Trost an unseren Gehorsam, unser Leben nach den Geboten unseres Herrn. Geben wir es doch zu: dem möchten wir gern ausweichen. Aber das gilt nun einmal: Den Tröster gibt es nicht zum Nulltarif, sondern nur um den Preis unseres alltäglichen und praktischen Lebens nach seinen Geboten. Billiger ist er nicht zu haben. Aber er ist seinen Preis auch wert. Denn er ist der „Geist der Wahrheit“. Kann man sich darunter etwas Praktisches vorstellen? Ist das nicht nur ein schönes Schmuckstück? Da muss man denn nachfragen, was Wahrheit ist. Die Alten haben mit diesem Wort etwas sehr Handfestes bezeichnet. Die Worte: „Wahrheit“ und „wahr“ sind verwandt mit dein Wort „Gewähr“, das die Nachrichtensprecherin bei Mitteilung der Totozahlen verwendet, wenn sie sagt: „Die Angaben erfolgen ohne Gewähr.“ Das bedeutet: Sie wollen nicht für das haften, was sie eben gesagt haben. Sie wollen nicht „garantieren“ - ein mit dem Wort „Wahrheit“ verwandtes Wort - dass die berichteten Zahlen stimmen. Wenn du etwa bloß auf unsere Worte dich verlässt, dann wundere dich bitte nicht, wenn wir hinterher sagen: „April! April!“ Das Wesen der Wahrheit besteht: nämlich darin, dass sie Bestandteil hat, ewig „währt“ und nicht wie die Falschheit bald verwelkt und hinfällig ist, nicht wie die Lüge nur kurze Beine hat. Wenn der Heiland sagt: „*Ich bin die Wahrheit*“, meint er damit, dass seine Worte mit Gewähr ausgestattet sind, dauerhaft sind und dass sie nicht von der Zeit weggespült werden können. Der Geist der Wahrheit ist also jener Geist, auf dessen Worte man sich verlassen kann. Eben dadurch unterscheidet er sich von kurzatmiger Begeisterung und frommen Gefühlen. Er ist ein Geist, ein Hauch, etwas anscheinend Schwächliches und leicht Verwehtes. Wir spüren diesen Hauch und können ihn doch nicht erklären oder gar festhalten und in den Kühlschrank stellen. Dennoch ist er wahr, hat kein Verfallsdatum, kann und will von uns als Garant und Wegbegleiter erlebt werden. Wie er sich bei einem jedem seiner Gehorsamen äußert, ist nicht entscheidend, geschieht vielmehr auf die unterschiedlichste Weise. Aber dass er sich als der wahre Tröster bewährt, erleben sie all, die sich ihm öffnen. Und er ist der „Geist des Lebens“, der uns lebendig machen und am Leben erhalten will. Klingt das nun nicht doch wieder nach berauscher Begeisterung und ständiger Spontanität? Da habe ich so meine Bedenken und andere Erfahrung. Denn das Leben,, das wir hier kennen und führen, ist doch alles andere als ständiger Aufbruch. Da geht es um stilles, langsames Wachsen und Wiederholen von Gewohntem. Da kann man nicht zusehen, wie der Spross in wenigen Minuten aus der Erde schießt. Da wundert man sich nur, dass gestern hier alles tot schien, während heute ein kleines grünes Blatt, morgen sogar eine voll erblühte Blume zu sehen ist. Das entwickelt sich alles so langsam und doch so zielstrebig, wie die Knospe durch eine

geheime Kraft „entwickelt“ und zur Blume wird, wie das Senfkorn zum Baum wächst. Spontanität ist da das Letzte, was den Alltag aller Menschen wie auch den der Christen kennzeichnet. Bevor die Knospe aufbrechen kann, muss schon viel geschehen sein, was nur von wenigen zur Kenntnis genommen wird. Aber da bringt der Tröster mit seinem Leben noch etwas anderes mit zu den Jüngern: Er blickt nach vorn, in die Zukunft. Dass ihnen dies gesagt werden musste, hatten die Jünger besonders nötig. Ihnen hätte die Erinnerung an die mit Jesus durchlebten Tage leicht zu einer Gefahr werden können. Sie hätten sich darauf beschränken können, Jesusworte zu sammeln und die Vergangenheit mit ihm zum einzigen Gegenstand ihres Glaubens zu machen. Gewiss sollte und durfte ihnen diese Vergangenheit kostbar und gedenkenswert sein. Aber damit durfte es nicht sein Bewenden haben. Es sollte mit diesem Geist zur Vergangenheit eine Zukunft kommen: neue Erkenntnisse, neue Einsichten, neue Arten zu glauben und den Glauben zu bewähren. Dieser Geist ist ein Feind bloßer Traditionspflege. Dieser Geist des Lebens ist ein Geist des Voranschreitens, des Fortschritts, der Offenheit für Neues. Deshalb sagt der Herr (Joh. 16,12 G): *„Ich habe auch noch viel zu sagen. Aber ihr könnt es jetzt noch nicht tragen. Wenn aber jener Geist der Wahrheit kommen wird, dann wird der euch in alle Wahrheit leiten.“* Nein, die Offenbarung Gottes ist nicht abgeschlossen. Dieser Geist will uns weiter führen in die Zukunft, in neue Erkenntnis der Wahrheit und zu Taten, von denen wir jetzt noch nichts ahnen, Er ist ein Feind aller Verkrustung und erstarrter Tradition, so lieb uns unsere Traditionen auch immer sein mögen und dürfen. So sollen wir leben, weil Jesus lebt. Dabei werden wir immer wieder Überraschungen erleben. Es ist. nun schon 30 Jahre her, als ist Deutschland die Politik in die Kirchen einziehen und sich ihrer Kanzeln bemächtigen wollte. Manchmal gelang ihr dies, manchmal aber auch nicht. Man erfand das „Politische Nachtgebet“. Die Kanzel sollte zum Ort politischer Agitation werden. Natürlich sollte Kiel da nicht zurückstehen. Dazu war hier die Osterkirche ausersehen worden. Protest gegen den Missbrauch der Kanzel und der Hinweis, dass man doch bitte in einem anderen Raum des Gemeindehauses tagen möge, waren vergeblich. Was also tun? Da sammelte der Gründer dieser unserer kleinen Waldkapelle, Pastor Pinn aus Kroog, einige fromme Frauen um sich. Sie nahmen ihre Gesangbücher unter den Arm und gingen an den Ort der geplanten Tat. Als die Veranstaltung beginnen sollte, fing die kleine Schar - mit zitternden Knien, wie mir Pastor Pinn später sagte - zu singen an. Sie haben dort vor dem Altar so lange gesungen, bis die Veranstalter aufgaben. Das „politische Nachtgebet“ war gescheitert - am Mut der Gehorsamen. Das ist gewiss mehr als eine lustige Geschichte, die sich ein pastoraler Querkopf hatte einfallen lassen. Hier hatte der Tröster gewirkt. Mit Begeisterung hatte das nichts zu tun, wohl aber mit Gehorsam, mit Wahrheit und mit Leben - geweckt von jenem Geist, den unser Herr damals den Jüngern zugesagt hat und heute uns zu- sagt. Gott gebe uns Gnade, dass wir diesen Geist nicht vertreiben und uns von ihm führen

lassen in eine Wahrheit, die allemal die seinige ist. „Veni, creator spiritus! Komm, Schöpfer Geist! Gib uns Moses brünst'ges Beten um Erbarmung und Geduld, Wenn durch freches Übertreten unser Volk häuft Schuld auf Schuld. Lass uns nicht mit kaltem Herzen unter den Verdorbnen stehn, Nein, mit Moses heil'gen Schmerzen für sie seufzen, weinen, fleh'n. Gib Elias heilg'ge Strenge, wenn den Götzen dieser Zeit Die verführte blinde Menge Tempel und Altäre weiht. Dass wir nie vor ihnen beugen Haupt und Knie, auch nicht zum Schein Sondern fest als deine Zeugen dasteh'n, wenn auch ganz allein. Gib uns der Apostel hohen, ungebeugten Zeugenmut Aller Welt trotz Spott und Drohen zu verkünden Christi Blut. Lass die Wahrheit uns bekennen, die uns froh und frei gemacht Gib, dass wir's nicht lassen können! Habe du die Übermacht (Philipp Spitta (AD 1801 – 1859)

AMEN!

Schöpfungsverantwortung

Genesis 1 24-28a und 31a:

In der Predigtreihe dieses Jahres zur Mit-Geschöpflichkeit des Menschen ist heute unser Akzent die Verantwortung, also die Ethik innerhalb der Schöpfungsordnung dieser Welt. Es sind die Forscher, die heute wieder einmal Tabugrenzen der Erkenntnis und der Eingriffe am Menschen verschieben wollen. Es sind die philosophisch oder fundamental-theologisch argumentierenden Ethiker, die darüber gern für andere entscheiden möchten. Zwischen beiden, so scheint es mir, steht diese in der Bibel thematisch bewusst ganz nach vorn gestellte sogenannte erste Schöpfungserzählung aus der Überlieferungsschicht der Priesterschrift. Der letzte Bibel-Redakteur setzte sie gezielt, fast provokativ vor die uralte Schöpfungserzählung von Adam und Eva im Paradies, wie wir sie in Kap. 2 und 3 unserer Bibel lesen. Warum tat der Redakteur das? Er muss theologische Gründe gehabt haben. So wie die 10 Gebote an beiden Stellen im 2. und 5. Buch Mose ganz gezielt als Hauptaussage vor die darauf folgende Sammlung anderer Vorschriften gesetzt worden sind, bildet die Schöpfungserzählung aus der Priesterschrift einen herausragenden Akkord, eine zentrale theologische Aussage, wichtiger noch als das Folgende. Dabei ist der folgende Text nicht nur gut und gehaltvoll, wie wir wissen, sondern auch viel älter, also aus der Sicht historischen Denkens näher dran an den frühesten Gottesoffenbarungen: Die Paradieserzählung könnte 950 vor Christus entstanden sein, das erste Kapitel aber erst 400 Jahre später, weil es Elemente des babylonischen Wissens in seine Glaubensaussage eingearbeitet hat. Das Volk Israel hatte durch sein langes Exil in Babylon den dortigen Schöpfungsglauben kennen gelernt, der die Menschen als für den Dienst an den Göttern geschaffen ansah. Ganz bewusst setzt sich die Theologie der Priesterschrift darin ab und zeigt die Freiheit des Menschen auf. Seiner Freiheit entspricht allerdings eine große Verantwortung.

Ich halte es für möglich, dass wegen dieses Akzentes der Freiheit und der Verantwortung unser Text vorangestellt wurde. Denn in der älteren Paradieserzählung und in den folgenden Geschichten derselben jahwistischen Quellenschicht geht es nur um einen relativ engen Rahmen menschlicher Freiheit, wobei an einen Menschen bäuerlich-gärtnerischer Lebensweise gedacht ist: Diesen eng gesteckten Rahmen neigt der Mensch immer wieder zu durchbrechen, so dass er nur durch Gottes immer neue Zuwendung überleben kann. Das ist auch eine große Glaubensaussage; aber schöpfungstheologisch betont sie eher die Einordnung des Menschen in die geschaffene

Natur, also die Mitgeschöpflichkeit. Die Ethik richtet sich eher nach dem Grad der Einordnung, der Befolgung der Weisung Gottes.

Ganz anders argumentiert und viel weiter holt das erste Kapitel aus, gleichsam nachdem der Erzähler in Babylon gelebt und nicht nur die ganz weite Welt, sondern auch die damalige babylonische Wissenschaft kennen gelernt hat.

Jetzt will diese junge Schöpfungserzählung die Möglichkeiten und die Grenzen menschlichen Handelns in wirklich weltweitem Maßstab neu abstecken. Und der Autor sagt: In der Schöpfung hat Gott sowohl Ordnungen und feste Regeln gegeben wie aber auch innerhalb dieser in der Natur erkennbaren Regeln einen großen Freiheitsraum für den Menschen. Diese Freiheit des Menschen, die Gott ihm gegeben hat, wird sicher gegen die babylonischen Mythen formuliert, sie wendet sich als neuer Akzent in der israelitischen Glaubensentwicklung aber auch ein wenig – eben als Akzentverschiebung – gegen die ältere Paradieserzählung. Das sollten wir sehen und bei unserer Suche nach ethischen Maßstäben für unsere persönliche Schöpfungsmitverantwortung heute neu bedenken.

So vorbereitet lesen wir in unserem Text, Vers 26 f.:

„Und Gott sprach:

Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei,

die da herrschen über Fische im Meer und über die

Vögel unter dem Himmel und über das

Vieh und über alle Tiere des Feldes

und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht.

Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde,

zum Bilde Gottes schuf er ihn“

Die Lebensaufgabe des Menschen innerhalb der Schöpfung ist also, für die übrigen Lebewesen, für die gesamte Natur ein Abbild Gottes darzustellen. Der Mensch soll sich ihnen gegenüber so verhalten, wie Gott sich gegenüber seiner gesamten Schöpfung verhalten hat und weiter verhält. Das ist mehr als nur Gärtner sein im eng begrenzten Auftrag des Herrn im Rahmen exakt beschriebener Gebote. Sicherlich analog dem orientalischen Verständnis, dass ein guter König in seiner Herrschereigenschaft wie ein Abbild Gottes sei, wird aus der Gottebenbildlichkeit des Menschen ganz natürlich sein Herrscherauftrag über die übrige Natur abgeleitet, Vers 28: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan und herrschet ...“ – und dann werden die zu beherrschenden Lebewesen noch einmal aufgezählt. Gemeint ist in jedem Fall eine fürsorgliche Herrschaft wie die eines sehr guten Königs, eben: nach dem

Vorbild Gottes wird sie hier gedacht. Aber eben: Nicht einem König überträgt Gott diese Aufgabe, damit auch die zugehörige Freiheit und die zugehörige Verantwortung, sondern allen Menschen, nämlich dem Menschen schlechthin. Das ist allerdings noch idealtypisch gedacht. Im späteren Text des Noah-Bundes, Genesis 9, werden Konflikte zwischen Mensch und anderen Geschöpfen der Natur vorausgesetzt und mit eigenen Vorschriften kanalisiert. An der geschenkten Freiheit des Menschen und an seiner so verstandenen Verantwortung ändert das jedoch nichts.

Heute findet sich unter uns eine verbreitete und tiefe Enttäuschung darüber, wie die Menschheit in den letzten Jahrhunderten mit dieser Verantwortung umgegangen ist. Und einige Kritiker sehen nun genau in dieser Hervorhebung der Freiheit des Menschen in der priesterschriftlichen Schöpfungserzählung die wirkende Ursache bis hin zur heutigen Umweltmissachtung. Ihr Argument lautet etwa:

Vor 2 ½ tausend Jahren war es die Natur, welche die Menschen bedrohte. Ihr gegenüber bekam der Mensch Freiheit und Verantwortung, und sein Verhältnis zu den Elementen seiner Umwelt wurde ver-sachlicht, indem die Naturkräfte aus der Sicht des Menschen wie Objekte, eben wie Sachen zu beherrschen waren. Es blieb aber, das wird leicht übersehen, im jüdischen und später ebenso im christlichen Denken, alles Handeln des Menschen dem personalen Gott gegenüber verantwortlich. Der Mensch sollte ja im Sinne Gottes die Welt regieren, dazu war er selbst als „Abbild Gottes“ verpflichtet. Erst in dem historischen Augenblick, als der Mensch seine eigene Gottbezogenheit aufzulösen beginnt, nämlich in der Renaissance, endet in dieser Perspektive auch die Gottbezogenheit der Natur. Sie hatte bis dahin der auf Gott bezogene Mensch als Stellvertreter Gottes garantiert. Die Elemente der Natur werden nun degradiert zu bloßen Objekten als autonom gedachter menschlicher Gestaltung. In der Renaissance beginnt dieses autonome Denken, zu Beginn des 19. Jahrhunderts schließlich erreicht es eine tragende Funktion. Sie wurde durch Industrialisierung, Forschung, Verkehr und Kommunikation bis heute immens gesteigert und bedroht heute unsere natürlichen Lebensgrundlagen, in erster Linie durch nicht zu rechtfertigende Wachstumsraten der Bevölkerung in vielen Ländern und durch maßlosen Technik-Konsum in anderen Teilen der Welt.

Indem wir mit der ersten Schöpfungserzählung betonen:

Gott schuf die Menschen nach seinem Bild und gab ihnen einen Auftrag der Stellvertretung, wollen wir auch Politik und Wirtschaft unserer Zeit an die Gottesbezogenheit erinnern. Nur so ist es eine gute Schöpfung: Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut! Natur und Umwelt sind also gerade nicht die Welt des Menschen, sondern die Welt des auf Gott bezogenen, von Gott eingesetzten Menschen. Natur und Umwelt sind gleichsam durch Gottes Willen belebt.

Hinter den Naturgesetzen sehen wir als Christen den Willen Gottes, und daher sind die Mechanismen der Natur, etwa auch in der Biologie und in der Genforschung, keine beliebig zu manipulierenden bloßen Objekte. Was wir dort anstreben, was wir in Auftrag geben, was wir tun – immer bleiben wir Gott verantwortlich. Absolute Autonomie des Menschen wäre Abwendung von Gott, und das ist dann Thema der zweiten Schöpfungserzählung vom Sündenfall.

Mit dieser Auskunft können wir uns aber nicht zufrieden geben. Denn was bedeutet die Schöpfungsverantwortung des Menschen vor Gott? Wir hatten schon gesehen: Sie bedeutet nicht, nach bestimmten göttlichen Vorschriften zu verfahren. Wir sind keine an Aufträge gebundene Gärtner für diese Welt, sondern wir sollen Gott verantwortlich vertreten. Wir sollen schon herrschen, also frei – aber verantwortlich – bestimmen. Und zwar nicht nur die jeweilige Regierung soll ethisch bestimmen, nicht die Kirchenleitung oder ein Papst, sondern jeder Mensch an seinem Lebensort ist ganz frei und ganz verantwortlich.

Die gegenwärtige Ethik-Debatte – vorrangig über den Beginn der Menschenwürde eines künstlich gezeugten menschlichen Embryos – wird geführt wie seinerzeit die Abtreibungs-Debatte: Gibt es auch hier die Freiheit, ja oder nein zu sagen und diese Entscheidung individuell, situationsbezogen vor Gott zu verantworten? Ist also eine Abwägung und eine Entscheidung im Gewissen auch hier möglich? Die katholische Position sagt nein: Das Leben ist ein absoluter Wert; so wie Abtreibung in jedem Fall Tötung ist, ebenso der Missbrauch eines künstlich gezeugten Embryos, in dem menschliches Leben schon begonnen hat. Ihre Auffassung, schon der früheste Embryo habe eine Seele, lässt sich bis zu Aristoteles zurückverfolgen. Luther findet einen anderen, allein an der Gottesbeziehung ausgerichteten Glaubensansatz. Nicht die philosophische Unterscheidung zwischen menschlichem Lebewesen mit und den übrigen Lebewesen ohne Vernunftseele macht die herausgehobene Stellung des Menschen in der Schöpfung aus, sondern das Besondere ist – in der Schöpfungserzählung – der Auftrag Gottes und im weiteren Verlauf der Glaubensgeschichte die dem Menschen zugesprochene Verheißung Gottes. Luther erkennt das Konzept eines ganzheitlichen Menschen, der durch sein Verhältnis zu Gott bestimmt wird. Und hierin sehe ich größere Möglichkeiten, die von Gott gegebene Freiheit für eine situationsbezogene Gewissensentscheidung im Einzelfall zu erhalten.

Wenn wir, von absoluten höchsten Werten ausgehend, ein philosophisch abgeleitetes, logisches Wertesystem hätten, wäre jedes ethische Urteil nur eine bloße Konsequenz; es enthielte nicht mehr die Freiheit und Verantwortung eines auf die Situation bezogenen persönlichen Entscheidungsprozesses.

Die theologische Hauptaussage unserer ersten Schöpfungserzählung aus der Priesterschrift liegt aber darin, die Freiheit und Verantwortung des Menschen vor Gott

herauszustellen. Deshalb ist Luthers Ansatz um soviel moderner, wie die priesterschriftliche Schöpfungserzählung gegenüber der 400 Jahre älteren Paradieserzählung, die den Menschen noch voll eingebunden in die von Gott selbst geleitete Natur zeigt.

Wenn wir uns heute angesichts ganz neuer ethischer Entscheidungszwänge auf die biblische Schöpfungstheologie rückbesinnen, liegen wir richtig. Und wir leisten damit auch einen wichtigen Dienst an den übrigen Gruppen in unserer modernen Gesellschaft. Aber lassen wir uns von der Größe der Probleme nicht verängstigen. Nehmen wir nicht Zuflucht bei der festen, geschlossenen ethischen Wert-Lehre. Können wir tatsächlich den ethischen Einzelentscheidungen der Wissenschaftler einerseits und der an künstlicher Befruchtung und Einpflanzung beteiligten Paare nicht trauen und brauchen daher absolute Verbote von Anfang an? Können wir uns selbst ethisch nicht über den Weg trauen und wünschen uns daher strengste gesetzliche Normierung?

Indem wir heute auf einen Hauptakzent der ersten Schöpfungserzählung geschaut haben, können wir dessen Aussage auch als Gottes Zusage an uns persönlich aufnehmen: „Gott sagt: Weil ich jeden Menschen nach meinem Bilde geschaffen habe, habe ich ihm Freiheit und Verantwortung für alles in der Natur zugesprochen.“ Dieser Zusage Gottes entspricht in unserer persönlichen Gottesbeziehung auch eine Kraft. Es ist die Kraft, nein zu sagen gegenüber würdelosen Experimenten an Menschen und auch an Foeten. Es ist aber ebenso eine Kraft, den Raum der Freiheit und Verantwortung für jeden unter uns freizuhalten, damit der einzelne auch in Zukunft nach Gottes Willen eigene, vor Gott selbst verantwortete Entscheidungen fällen kann. Denn das bedeutet die Ebenbildlichkeit des Menschen zu Gott: Freiheit zu eigener Verantwortung innerhalb der persönlichen Gottesbeziehung, um alles Natürliche, alles Lebendige stellvertretend so zu gestalten, wie Gott es will, in seiner Zuwendung und Liebe und in seiner Treue besonders gegenüber den Schwachen dieser Welt.

Matthäus 6: 26 - 30

Die diesjährige Reihe der Professorenpredigten hat das Thema „Mitgeschöpflichkeit“ – dieser neue Begriff soll betonen, dass wir Menschen *Teil* sind einer Natur, für deren Erhalt als *ganzer*, lebensfreundlicher Schöpfung wir angesichts der heutigen Gefährdungen mitverantwortlich sind.

Dazu gehört es, zunächst den Blick zu öffnen für die Tatsache, dass wir *Mitgeschöpfe* sind, zwar besonders ausgezeichnet, aber doch Teil einer umfassenden Lebenswelt mit Tieren und Pflanzen, die sich im Laufe der Erdgeschichte gebildet haben – so wunderbar, dass wir einen Schöpfungsplan dahinter glauben. Wie wir eben in dem Lied von Matthias Claudius gesungen haben: „Was nah ist und was ferne, von Gott kommt alles her, der Strohalm und die Sterne, der Sperling und das Meer..“.

Auch in dem Bibeltext, der mir für den heutigen Sonntag vorgeschlagen wurde, weist uns Jesus in der Bergpredigt (Matthäus 6, Vers 26-30) auf unsere Mitgeschöpflichkeit vor Gott hin:

„Seht die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr als sie? Wer ist aber unter euch, der seiner Länge eine Elle zusetzen könne, ob er sich auch darum Sorge? Und warum sorgt ihr für die Kleidung? Schaut die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich aber sage euch, dass auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, wie dieser eines. So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, sollte er das nicht vielmehr euch tun, o ihr Kleingläubigen? Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Nach solchem allen trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, dass ihr des alles bedürftet. Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen. Darum sorget nicht für den anderen Morgen, denn der morgige Tag wird für das seine sorgen. Es ist genug, dass ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.“

Wenn diese Predigt auch primär gegen den Sorgengeist gerichtet ist, so fällt doch auf, dass Jesus auch die Tiere und Pflanzen als Geschöpfe Gottes ansieht, die sinnvoll in das Ganze eingebettet, und mit Schönheit versehen, aber auch der Vergänglichkeit unterworfen sind. Bei aller Freude über die Wunder und Schönheit der Schöpfung schwingt ja auch bei uns eine Trauer über die Vergänglichkeit mit. Damit schließt uns

Paulus im Römerbrief mit den anderen Geschöpfen zusammen: „Denn wir wissen, dass alle Kreatur sich mit uns sehnt und sich noch immerdar ängstigt. Nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst sehnen uns nach der Kindschaft und warten auf unseres Leibes Erlösung..“ (Röm.8, V.22/23).

Einige Beispiele aus eigenem Erleben mögen dies noch bestätigen :

Mit zunehmendem Alter entdecke ich erst jetzt richtig die Schönheit der Blumen im Garten und staune über die Wunder der Blüten. Die Gartenbauausstellung in Potsdam und ein Buch von Freunden machten uns auf Karl Foerster (1874-1970) aufmerksam, der in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts durch seine Staudenzucht weltweit bekannt wurde. Foerster sah seine herrlichen Pflanzen, wie Rittersporn und Phlox, als Mitgeschöpfe an. Also auch menschliche Züchtungen dürfen so betrachtet werden. Ebenso ja bei der Tierzüchtung: ein Landwirt, den wir kürzlich besuchten, zeigte uns seine nach dem Melken zur Weide am Fenster vorbeiziehenden Kühe und kannte sie alle mit Namen...

Und ein Freund, mit dem wir auf den kanarischen Inseln Urlaub machten, - sonst ein naturabgewandter, theoretischer Physiker – war tief beeindruckt von dem Erlebnis einer Katzenfamilie vor unserem Domizil, die verängstigt und hungrig schließlich durch uns mit Futter versehen und vor den Gefährdungen durch Gärtner und Hauspersonal in Schutz genommen wurde. Der Freund benannte die Katzenmutter und reflektierte über dies für ihn ganz neue Erlebnis mit dem Satz „Die Tiere sind auch Menschen.“ Soviel der Beispiele von erlebter Mitgeschöpflichkeit.

Jesu Wort ruft uns aber auch auf, *uns selbst* als Geschöpfe Gottes zu sehen, die in seinem *Erhaltungswillen* geborgen sind. Die Theologie betont, dass Gott nicht nur als der Schöpfer am Anfang der Welt sondern auch als der *Erhalter* der Schöpfung gesehen werden muss:

so wie die Naturwissenschaft die Konstanz der Naturgesetze als den *tragenden Grund* unserer Welt ansieht, erfährt der Glaube die tiefere Dimension dieses tragenden Grundes in Gottes liebender Zuwendung zu seinen Geschöpfen. Ich zitiere dazu Calvin, den Reformator zur Zeit Luthers:

„Das Licht der Sonne und des Mondes dürfen wir schauen bei Tag und bei Nacht. Da gib, o allmächtiger Gott, dass wir lernen unsere Augen noch höher zu erheben. Lass uns schauen auf das Ziel unserer Hoffnung, unser ewiges Heil, in der Gewissheit, dass dieses Heil uns ebensowenig erschüttert werden kann wie deine Treue, deren Unwandelbarkeit du uns sehen lässt an Sonne und Mond, deinen Schöpfungen“.

Die heutige Naturwissenschaft registriert die Gültigkeit der Naturgesetze auch in den fernsten Fernen und in den Frühphasen des Kosmos und ist mit ihrer Anwendung in der Lage, eine Entwicklung des Kosmos nachzuzeichnen, die nach Milliarden von Jahren auch unsere Sonne mit ihren Planeten entstehen ließ und mit der *Erde* die Basis für die Entwicklung von Leben – ebenfalls über Milliarden von Jahren – gab. Ob allerdings die Entstehung von Leben und gar die Entwicklung zu höherem Bewusstsein ebenfalls *naturgesetzlich* ist, bleibt trotz aller Fortschritte von Physik, Chemie und Biologie eine große Frage. Alle bisherigen Modellvorstellungen scheiterten wegen der extremen Unwahrscheinlichkeit der Entstehung reproduktionsfähiger Molekülaggregate, die mit vererbarer Information ausgestattet sind.

So bleibt die Frage offen: *Sind wir allein im Weltall* oder gibt es dort andere Geschöpfe, die ähnlich ausgezeichnet sind, wie Jesus von uns in der Bergpredigt sagt: Seid ihr denn nicht viel mehr als sie (die Vögel unter dem Himmel)?

In den letzten Jahren hat die astronomische Forschung dazu aufregende Ergebnisse erbracht: die Entdeckung der Existenz *extrasolarer Planeten*. Mit enormer Verfeinerung der Messmethoden konnte man aus der Reflexbewegung von Sternen auf das Vorhandensein unsichtbarer Begleiter mit Planetenmassen schließen und damit bisher bei etwa 60 Sternen Planeten entdecken, in einem Fall auch durch eine direkte Bedeckung (Abschwächung des Lichtes) bestätigen. Durch Beobachtungen über mehrere Jahre konnte man sogar das Vorhandensein mehrerer Planeten um *einen* Stern nachweisen.

Allerdings handelt es sich bei den gefundenen Objekten meist um große Massen, also jupiterartige Gasplaneten, die Leben nicht entstehen lassen könnten. Zudem laufen diese meistens auf stark exzentrischen Bahnen um, so dass ein erdartiger Planet dazwischen nicht bestehen könnte. Ideen, wie man diese Beobachtungen noch weiter verfeinern kann, werden weltweit in etwa 40 Instituten verfolgt. Man wird dazu vom Weltraum aus beobachten müssen – dazu hat die amerikanische Weltraumbehörde NASA das „Origins Programm“ gestartet, das über die nächsten zwanzig Jahre die Frage beantworten soll, ob es Leben auf anderen Planeten gibt. Auf einer Seite im Internet (<http://origins.jpl.nasa.gov/>) kann man dazu mehr lesen. Ich übersetze hier nur den Anfang des Textes:

„What is the Origins Program?

Haben Sie jemals zum Nachthimmel aufgesehen, sich über die Größe des Universums und über Ihre eigene Einbindung darin gewundert? Es ist schwierig, den vollen Sinn des Wunders zu beschreiben, das uns in einem solchen Augenblick durchflutet, aber wir verstehen das alle. Mindestens einmal hat der schwach glitzernde Nachthimmel uns auf unseren Wegen anhalten lassen und uns zu ruhiger Kontemplation darüber veranlasst, wie das Universum entstand und was unsere Beziehung ist zu allem was sich darin befindet. NASA's Origins Program sucht zwei fortdauernde Fragen der Menschheit zu beantworten, die schon einst an alten Lagerfeuern aufgeworfen wurden, aber auch heute noch in den Schulen lebhaft erörtert werden: *Woher kommen wir?* und *Sind wir allein?*“ Es war für mich unerwartet, dass die NASA auf ihrer Internetseite Empfindungen anspricht, die der Dichter Manfred Hausmann (1898-1986) als biographisches Erlebnis unter der Überschrift „Zum ersten Male“ (auch im Internet) geschildert hat:

Er beschreibt eine Wandervogelfahrt, an der er als Vierzehnjähriger im Dezember 1912 teilnahm. Auf der Burg Hanstein erlebt er eine bewegende Weihnachtsfeier im Kameradenkreis. Dann schildert er:

„Ehe wir uns im aufgeschütteten Stroh schlafen legten, tastete ich mich die dunkle Stiege im Turm empor. Als ich oben ins Freie trat, flimmerte ein winterlich klarer Sternhimmel über mir. Ich erkannte die vielen Sternbilder, den Orion, den Fuhrmann, den Großen Bären, ich erkannte Perseus, den ich vor allen anderen liebte, Andromeda und Kassiopeia. Zu meinen Füßen lagen die verschneiten Bergrücken und Wälder. Dort unten strömte im Tal die Werra. Jenseits erhob sich der Ludwigstein, damals noch eine unbekannte Burg. Nahebei lagen dunkel die Häuser des Dorfes. Unmittelbar unter mir dämmerte hinter den Fenstern des Saales ein rötlicher Kerzenschein. Dort summten und sangen die Kameraden. Und da überkam mich plötzlich ein ganz tiefes Glücksgefühl. Wie traumverloren war das mattsilberne Bergland mit seinen Schatten, wie geheimnisvoll die Grenzenlosigkeit der Nacht mit den strahlenden Sternbildern! Wie abgründig das Schweigen! Wie liebte ich dies alles! Wie liebte ich die Welt!

Aber seltsamerweise brachte das Glück, das Übermaß von Glück, keinen Frieden in meine Seele, sondern Unruhe und Traurigkeit. Ich glaubte sogar zu wissen, dass ich nie wieder so glücklich sein könnte wie in dieser Stunde. Und doch war es nicht genug. Es fehlte etwas. Ich zitterte vor Glück, und ich zitterte gleichzeitig vor Unzufriedenheit und Sehnsucht. Eine Ahnung überkam mich, dass nichts, was ein Mensch auf Erden erlebt, imstande ist, die Ruhelosigkeit in ihm zu stillen. Auch in ihrer schönsten Schönheit war

die Welt nicht vollkommen, nicht heil, nicht tröstlich im letzten. Es gab etwas in mir, in meinem bebenden Knabenherzen, das sich über den flimmernden Glanz der Welt, über jedes Maß an irdischer Seligkeit hinaus nach einer Seligkeit und Schönheit und Wahrheit verzehrte, die ohne den Hauch der Schwermut, ohne die Gebrochenheit, ohne das Ungenügen sein sollte. In jener Nacht auf dem Turm der Burg Hanstein erfuhr ich zum ersten Male, unbestimmt nur und jungenhaft, wie es ist, wenn ein Mensch von dem Verlangen nach Gott überwältigt wird.“

Hausmann hat dann später in unruhigen Wanderjahren die Natur unmittelbar erlebt und dichterisch beschrieben. In seinem ersten Buch „Lampioon küßt Mädchen und kleine Birken“ – mit dem er in den zwanziger Jahren bekannt wurde – schildert er einen Landstreicher mit einer sorglose Lebensweise, die dem entspricht, was wir vorhin von Jesus gehört haben: Bejahung der Schöpfung, offene Augen für deren Wunder und Vertrauen in den neuen Tag. Die Suche nach Gott aber wird bei ihm am deutlichsten in seinem Drama „Der dunkle Reigen“, das in der Nachkriegszeit viel gespielt wurde. Es zeigt die Abgründe und die Verborgtheit Gottes, aber auch den christlichen Glauben an letzte Erlösung. Hausmann wurde dann in den späten Jahrzehnten seines Lebens als Laienprediger zum Verkünder des Evangeliums. An seinem Leben bestätigte sich, womit schon Augustin, der Kirchenvater (um 400) seine Bekenntnisse beginnt „Du, Gott, hast uns auf Dich hin geschaffen. Unruhig ist unser Herz, bis es Ruhe gefunden hat bei Dir.“

Das NASA-Programm mag vielleicht die Existenz von Leben auf anderen Planeten aufzeigen – aber es wird nicht die Frage nach dem Wesen des Schöpfers beantworten. Selbst wenn es andere Planeten mit besonderen Geschöpfen geben oder gegeben haben sollte, die gleich uns Bewusstsein und Intelligenz entwickelt haben – auch sie würden den Problemen der Gebrochenheit und Hinfälligkeit des Daseins unterworfen sein, wenn sie wie wir vom Schöpfer mit Freiheit ausgezeichnet wären. Und sie würden wie wir Schönheit und Sehnsucht empfinden, die sie nach dem Schöpfer fragen und ihm sich zuwenden ließen.

Auch für diese Mitgeschöpfe würden die Erlösungsworte, die der Schöpfergeist, der Logos (Johannes 1), uns in Christus offenbart hat, Gültigkeit haben:

Gott liebt Seine Schöpfung und will nicht, dass sie in Verlorenheit versinkt. So wie Jesus es in unserem heutigen Text, aber an anderer Stelle auch noch pointierter formuliert: „Kauft man nicht zwei Sperlinge für einen Pfennig? Dennoch fällt keiner zur Erde ohne euren Vater. Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupt alle gezählt. So fürchtet euch denn nicht; ihr seid besser als viele Sperlinge.“ (Matthäus 10, V.29-31).

Jesus bringt damit zum Ausdruck, dass wir den Schöpfer nicht zu eng, mit unseren menschlichen Vorstellungen sehen dürfen – für die Gottes so weitgehende Zuwendung zu seiner Schöpfung unmöglich erscheint. Aber wir können ja ohnehin aus der Natur das Wesen des Schöpfers nur teilweise erahnen – es bleibt vieles dunkel und rätselhaft. Wenn auch unser Herz und Gemüt die Wunder und Schönheit der Schöpfung dankbar bejaht – dem Verstand ist vieles nicht fassbar und übersteigt den Horizont unseres Erkennens.

Uns als *irdischen Geschöpfen* muss es genügen, dass Christus uns Gott als den *liebenden Vater* offenbart und uns eine ewige Hoffnung gegeben hat – in dieser Geborgenheit können wir freudig leben und getrost sterben.

Amen

Mitgeschöpflichkeit?

Die Professorenpredigten stehen in diesem Jahr unter dem Thema „Mitgeschöpflichkeit“. Was wird damit gemeint sein? Heißt das:

„ein Herz für Tiere- als unsere Mitgeschöpfe?“

„Flagge zeigen für Tiere?“

„Eintreten für Tiere in Not?“

Während ich über diese Frage nachdachte, fiel mir auf, dass ich in den letzten 40 Jahren keine einzige Predigt zu diesem Thema gehört habe. Deshalb war ich überrascht und erfreut, folgendes in einem Büchlein gefunden zu haben:

Unter dem Eindruck der schamlosen Vermarktung und Ausbeutung der Tiere unterzeichneten ca. 40 Theologen (1988) ein Schuldbekenntnis, in dem es u. a. heißt:

- *Wir haben den diakonischen Auftrag Jesu verraten und unseren geringsten Brüdern, den Tieren, nicht gedient.*
- *Wir hatten als Pfarrer Angst, Tieren in unseren Kirchen und Gemeinden Raum zu geben.*
- *Wir waren als Kirche taub für das Seufzen der misshandelten und ausgebeuteten Kreatur.*

Im Jahre 1989 fand ein ökumenischer Gottesdienst mit mehr als tausend Besuchern bei Gießen statt. Dieser Gottesdienst setzte sich nicht aus Menschen verschiedener Konfessionen zusammen. Nein. Die Teilnehmer und Teilnehmerinnen waren Menschen und Tiere. Es war ein sogenannter „Tiergottesdienst“. Solche Gottesdienste wurden als Anfang einer Theologie der Befreiung für Tiere gewertet. Ein Pfarrer ging noch weiter: Er taufte zwei Katzen mit dem Hinweis: „In der Schöpfung seien Mensch und Tier Geschwister und damit seien auch die Tiere Gottes Kinder.“

Verstehen wir das als Mitgeschöpflichkeit, wenn Tiere als Geschwister des Menschen angesehen werden. Diese Haltung, oder ist es eine Ideologie (?), ist die Antwort auf die Fragen von Tierschützern an die Kirche, warum sie- die Kirche- weder in Wort, noch in der Tat ein Zeugnis für die Tiere abgegeben hat. Manch ein Tierschützer hat sich sogar

aus diesem Grund enttäuscht von der Kirche abgewandt. Und um diese zurückzugewinnen, veranstaltete man Tiergottesdienste.

Dies ist nicht der einzige Vorwurf gegen uns als Christen. Moderne Ökologen meinen, die Schuld für die Gewaltausübung gegenüber der Natur und für die Ausbeutung und Erniedrigung der Tiere, schon in der Bibel gefunden zu haben. Dabei geht es um den Satz auf den ersten Seiten unserer Bibel: „Machet Euch die Erde untertan und herrscht über alle Tiere.“ Wurde diese Bibelstelle als Rechtfertigung einer rücksichtslosen Ausbeutung der Tiere in der christlichen Industriegesellschaft verwendet? Vielleicht? Schuld daran kann allerdings nicht der Verfasser des Schöpfungsberichtes sein. Schuld daran ist mit Sicherheit nicht Gott, der dem Menschen diesen Auftrag gegeben hat. Ich lese Ihnen den ganzen Text aus 1. Mose 1, 27 – 31:

Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bild, nach dem Bild Gottes schuf er ihn, als Mann und Frau schuf er sie.

Und Gott segnete sie, und Gott sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und vermehrt euch, und füllt die Erde und macht sie euch untertan, und herrscht über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die sich auf der Erde regen!

Und Gott sprach: Siehe, ich habe euch alles samentragende Kraut gegeben, das auf der Fläche der ganzen Erde ist, und jeden Baum, an dem samentragende Baumfrucht ist: es soll euch zur Nahrung dienen,

aber allen Tieren der Erde und allen Vögeln des Himmels und allem, was sich auf der Erde regt, in dem eine lebende Seele ist, habe ich alles grüne Kraut zur Speise gegeben.

Und es geschah so. Und Gott sah alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.

Gott schuf die Welt. Sie war sehr gut. Gott gab dem Menschen- Mann und Frau- den Auftrag, sie zu verwalten und über die Tiere zu herrschen. Hier noch einmal die Verse 29 und 30:

Dem Menschen wurden die Pflanzen zur Nahrung gegeben. Den Vögeln und den Tieren gebe ich, so spricht Gott, Gras und Blätter zur Nahrung. Was war dann die Aufgabe des Menschen für die Tiere, wenn Gott selbst die Tiere versorgen wollte? Was heißt in diesem Zusammenhang über die Tiere zu „herrschen“? Fleischnahrung ist hier übrigens gar nicht erwähnt. Eine Ausbeutung der Tiere auf der Grundlage dieses Textes lässt sich also nicht rechtfertigen.

Wenn Gott von Herrschen spricht, liebe Zuhörer, dann meint er keine Knechtung und keine Ausbeutung, sondern Zuwendung und Fürsorge. Wenn er dem Menschen den Auftrag gibt, über die Natur und über die Mitgeschöpfe zu herrschen, dann heißt das, in seinem Auftrag zu handeln, d.h. die Fürsorge und Liebe Gottes weiter zu geben an die Mitgeschöpfe.

Haben Christen das Eintreten für die Tiere, für die Mitgeschöpfe, anderen überlassen? Tierschützer, die Grünen, Buddhisten u. a. treten für die Tierwelt ein. Wo sind wir? Wo sind die Kirchen? Der Tierschutz ist keine moderne Erfindung. Er wird in der Bibel an mehreren Stellen erwähnt. Wie kommt es, dass diese Stellen so wenig ernst genommen wurden?

Ich möchte auf einen Bibelvers eingehen, der mich persönlich getroffen hat. Dieser Vers steht im Alten Testament in dem Buch des Propheten Jona. Er lautet: Als Gott ihr Tun sah, wie sie sich bekehrten von ihrem bösen Weg (gemeint waren die Menschen der Stadt Ninive), reute ihn das Übel, das er ihnen angekündigt hat, und tat es nicht (Jon. 3,10). Seinem Propheten erklärte er seine Gesinnungsänderung mit dem Satz: „ Sollte die Stadt Ninive mich nicht jammern, eine Stadt, in der mehr als 120 000 Menschen sind und dazu noch viele Tiere? (Jon. 4,11)

Im Hebräischen beinhaltet das Wort jammern die Vorstellung vom Fließen der Tränen. Gott weinte über die Stadt, als er die 120 000 Menschen und noch dazu die vielen Tiere sah. Wenn Gott seine Schöpfung sieht, sieht er Mensch *und* Tier. Diese Geschichte zeigt auch, dass die Entscheidung des Menschen zum Guten oder zum Bösen die stumme Kreatur ins Heil oder ins Verderben mit hineinzieht.

Die Geschichte Jonas berichtet auch, dass der König von Ninive ausrufen ließ: „ Es sollen weder Mensch noch Vieh, weder Rinder noch Schafe Nahrung zu sich nehmen. (Jona 3,7)

Eigenartig an diesem Befehl ist es, dass auch das Vieh mit in das Fasten einbezogen war. Können wir das so verstehen, dass Tiere, wie Menschen Reue zeigen und Buße tun, in dem sie mit den Menschen fasten?

Meine orientalische Kirche ordnet jährlich 3 Fasttage für ihre Angehörigen. In diesen Tagen soll Buße eingeübt werden im Andenken an Ninive. Aber dass dabei auch die Tiere fasteten, wurde nie erwähnt.

Die Heilige Schrift sagt uns noch mehr über das religiöse Verhalten von Tieren. Tiere werden zum Loben aufgefordert. „Lobt den Herrn ihr Tiere und alles Vieh.“ (Ps. 148,10) Können Tiere loben? Können wir erkennen, dass Tiere Gott auf ihrer uns unerkennbaren Weise danken? In Römer 8, 19 – 23 lesen wir, dass die Tiere seufzen als Teil der ganzen Kreatur. Die Kreatur leidet unter dem Fluch der Sünde, deren Folge der Tod ist. Die Tiere sind gleich uns Menschen der Vergänglichkeit preisgegeben. Die Kreatur seufzt und sehnt sich nach der Befreiung vom Fluch, darin eingeschlossen sind Mensch und Tier. Die Bibel sagt uns weiter, dass Gott die Tiere zu seinem Eigentum gemacht hat: „alles Wild... ist mein und die Tiere auf den Bergen.“ (Psalm 50,10)
„Machet euch die Erde untertan und herrschet über die Tiere.“ Respekt vor der Eigenwürde und der Mitgeschöpflichkeit der Tiere ist Pflicht und Aufgabe.

Amen.

Gottes Walten in der Schöpfung und in der Geschichte des Gottesvolkes

Psalm 147

1. Lobet den Herrn! denn unsern Gott loben, das ist ein köstlich Ding; solch Lob ist lieblich und schön.
2. Der Herr baut Jerusalem und bringt zusammen die Verjagten Israels.
3. Er heilt, die zerbrochenen Herzens sind, und verbindet ihre Schmerzen.
4. Er zählt die Sterne und nennt sie alle mit Namen.
5. Unser Herr ist groß und von großer Kraft, und ist unbegreiflich, wie er regiert.
6. Der Herr richtet auf die Elenden und stößt die Gottlosen zu Boden.
7. Singet umeinander dem Herrn mit Dank und lobet unseren Gott mit Harfen,
8. der den Himmel mit Wolken verdeckt und gibt Regen auf Erden; der Gras auf Bergen wachsen läßt;
9. der dem Vieh sein Futter gibt, den jungen Raben, die ihn anrufen.
10. Er hat nicht Lust an der Stärke des Rosses noch Gefallen an eines Mannes Schenkeln.
11. Der Herr hat Gefallen an denen, die ihn fürchten, die auf seine Güte hoffen.
12. Preise, Jerusalem, den Herrn; lobe, Zion, deinen Gott!
13. Denn er macht fest die Riegel deiner Tore und segnet deine Kinder drinnen.
14. Er schafft deinen Grenzen Frieden und sättigt dich mit dem besten Weizen.
15. Er sendet seine Rede auf Erden; sein Wort läuft schnell.
16. Er gibt Schnee wie Wolle, er streut Reif wie Asche.
17. Er wirft seine Schloßen wie Bissen; wer kann bleiben vor seinem Frost?
18. Er spricht, so zerschmilzt es; er läßt seinen Wind wehen, so taut es auf.
19. Er zeigt Jakob sein Wort, Israel seine Sitten und Rechte.
20. So tut er keinen Heiden, noch läßt er sie wissen seine Rechte. Halleluja!

Liebe Gemeinde!

Der Psalm 147 gehört zu den fünf letzten Psalmen, die als „Halleluja-Psalmen“ bezeichnet werden. „Halleluja-Psalmen“? Nun, sie beginnen und enden alle fünf mit dem hebräischen Wort „hallúyâh“, das wörtlich übersetzt heißt: „Lobet den Herrn“. Nur unser Psalm 147 gibt das Wort eingangs so wieder; Martin Luther tut das in seiner fein

überlegenden Art und für jedermann verständlich, weil das unmittelbar Folgende ja begründet, weshalb wir Gott loben sollen: „Lobet den Herrn; denn unsern Gott loben, das ist ein köstlich Ding; solch Lob ist lieblich und schön“. Hermann Menge, der große Bibelübersetzer der Moderne, folgt hier dem noch größeren Vorgänger, wenngleich in etwas anderer Wortwahl: „Preiset den Herrn! denn schön (oder: löblich) ist's, unserm Gott zu lobsingend, ja lieblich und wohlgeziemend ist Lobgesang“.

Ruft der Eingangsvers nicht ein wenig die Erinnerung wach an jenen Aufkleber im Jahr des Kindes, der da lautete: „Hast du heute schon dein Kind gelobt?“ Solches Lob ist auch lieblich und schön oder wohlgeziemend. Kindeslob ist wichtig, ganz gewiß. Es bedeutet Anerkennung, Bejahung, Aufmunterung. Das brauchen Kinder. Nur Kinder? Jugendliche und Erwachsene doch auch! Wer nie gelobt, womöglich nur bekrittelt wird, zweifelt allmählich an sich selbst, verliert sein Selbstvertrauen, wird einsam. – Aber: Gott loben? In diesem Sinne doch gewiß nicht! Gott, der Allmächtige, ist auf unser Lob nicht angewiesen. Wie aber dann? Betrifft das Lob Gottes vielleicht uns selbst – in der Weise, daß wir Gottes Walten in der Schöpfung in Geschichte und Gegenwart erkennend dankbar loben und dies beglückt als ein uns selbst bereicherndes „köstlich Ding“ begreifen?

Der Sänger unseres Psalms nennt Gründe für das Lob Gottes, er zählt auf, was Gott getan hat und tut, was er für sein Volk bedeutet und was er als Schöpfer bewirkt. Er ist der Helfende und der Heilende. Gott hat die „Verjagten“ Israels wieder zusammengeführt; er baut und sichert Jerusalem, befriedet die Grenzen des Landes und sorgt für die Bewohner. Es ist dies auf die historische Situation des Volkes Israel nach der Beendigung des Exils bezogen. Doch wir dürfen die Psalmen auch unabhängig von solchen Bezügen betrachten und fragen, was sie heute besagen und was sie für uns bedeuten. So gesehen zeigt sich, dass das Volk Israel nach jahrhundertelanger Zerstreuung wiederum zusammengeführt wurde. Aber Sicherheit und Friede sind nicht gegeben und niemand weiß, wie es weitergehen wird. Der Wunsch des Psalmisten, wie wir ihn an anderer Stelle (in Psalm 122,3 und 6f.) ausgesprochen finden, hat sich nicht, noch nicht erfüllt. Dort heißt es: „Jerusalem ist gebaut, dass es eine Stadt sei, da man zusammenkommen soll ... Wünscht Jerusalem Glück! Es möge wohl gehen denen, die dich lieben! Es möge Friede sein in deinen Mauern und Glück in deinen Palästen!“ Und damals wie heute gilt das, was gleich in Vers 3 unseres Psalms gesagt ist: „Er heilt, die zerbrochenen Herzen sind, und verbindet ihre Schmerzen“.

Wie viele zerbrochene Herzen gibt es auch heute. Unglück oder schwere Krankheit, Verlust der Heimat oder eines lieben Menschen, Trennung, quälende Angst, Verfolgung oder Krieg schlagen tiefe Wunden. Aber nicht nur dies, auch die Herzenshärte

anderer, Bösartigkeit und Verleumdung, Rechthaberei und Ichsucht, Habgier und Neid, Machtstreben und Blindheit der Not des Mitmenschen gegenüber verletzen zutiefst und lassen es kalt werden um uns. Was können wir da tun? Gewiß nicht viel, aber Mittragen, Mitfühlen, Begleitung durch Zuhören, Trösten, Beten ist nicht wenig. Zerbrochene Herzen wirklich heilen, das kann nur Gott, wie es unser Vers 3 sagt und wie es auch in Psalm 34,19 steht: „Der Herr ist nahe bei denen, die zerbrochenen Herzens sind, und hilft denen, die ein zerschlagen Gemüt haben“.

Angesichts der Heilstaten Gottes, aber auch mit Blick auf Gottes täglich erfahrbare Schöpferkraft – auf das Heer der Sterne, auf das Werden und Vergehen in der Natur, auf die Sitten und Rechte im Zusammenleben der Menschen – ruft der Psalmist lobpreisend aus: „Unser Herr ist groß und von großer Kraft; und ist unbegreiflich, wie er regiert“ (V. 5). Alles Walten des großen Herrn vermag er nicht als selbstverständlich hinzunehmen, es übersteigt seinen Verstand, es ist mit menschlichen Maßstäben nicht zu messen. Aus dem Bewusstsein, dass all dieses ein Geschenk ist, erwachsen Dank und Lob. Ein dankbar-lobender Mensch ist nicht ichkonzentriert, er weiß sich beschenkt, und deshalb sind Dank und Lob nicht etwa ein Geschenk an Gott, sondern die Antwort auf das Geschenk Gottes. Wenn wir Gott danken und loben, so ist das „ein köstlich Ding“, weil wir dadurch wiederum bereichert und froh gemacht werden. Das ist die Erfahrung vieler. Danken hat ja mit denken zu tun. Denken wir doch einmal darüber nach, vielleicht am Abend des Tages, was wir jeweils in den vergangenen Stunden erfahren haben – denken wir dabei auch an die so schnell vergessenen Kleinigkeiten: einen aufmunternden Blick, ein Lächeln, ein gutes Wort. Gott tut viel im Verborgenen und Unscheinbaren. Im Nach-Denken mag uns das aufgehen und zum Dank stimmen.

Aber Gott tut auch das oder lässt das zu, was wir gar nicht verstehen, was uns unbegreiflich, unverständlich ist. Und doch heißt es: „Lobet den Herren!“ – Ist es nicht so, dass wir diesen Aufruf eher aus unserer jeweiligen Befindlichkeit heraus verstehen? Es fällt uns ja nicht schwer, dieser Aufforderung nachzukommen, wenn es uns gut geht, wenn uns nichts fehlt, wenn wir Erfolg haben, wenn wir vor drohendem Unheil bewahrt wurden, wenn eine ärztliche Untersuchung ergab, dass es kein Krebs ist oder dieser überwunden wurde. Dann sind wir frohgemut, und wir geben dem – je nach Temperament unterschiedlich – beredten Ausdruck: „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über“. Und das Gotteslob liegt uns dann auf der Zunge, und wir können mit dem Psalmisten voller Dank ausrufen: „Ich will dich erheben, mein Gott, du König, und deinen Namen loben immer und ewiglich. Ich will dich täglich loben und deinen Namen rühmen immer und ewiglich“ (Ps. 145,1f.). Immer und ewiglich? Doch was ist, wenn Angst und Not uns überkommen, wenn Sorge und Kummer überhand nehmen, wenn Schmerzen und schwere Krankheit uns bedrängen, wenn uns das Liebste entrissen wird,

wenn uns das ganze Elend der Welt, Ungerechtigkeit, Hass oder Krieg anfechten? Fehlen uns dann nicht die Worte, um Gott zu loben? Liegt uns dann nicht Jammern und Klagen viel näher? So mancher zweifelt gar an Gott und fragt, wie er das hat zulassen können. So reagieren ja nicht nur die sogenannten Namenchristen oder selbst Atheisten, die sich in Zeiten existentieller Bedrohung an Gott erinnern. Wir haben es nach den schrecklichen Terroranschlägen erlebt und erleben es nachfolgend noch, wie mehr und mehr Menschen in die Kirchen kommen. Da wird doch dann nicht Gottes Lob gesungen. Aus Angst und Lebensbedrohung erwächst nicht das Lob Gottes, vielmehr der Ruf nach Hilfe, die Sehnsucht nach Geborgenheit. Das war gewiß zu allen Zeiten so. Wer würde von den Älteren unter uns nicht erinnert an die Schrecknisse des Zweiten Weltkrieges? In einer Predigt am 11. März 1945 hat der Marburger Theologe Friedrich Heiler diese beschrieben: „die Welt ist schrecklich, heute schrecklicher denn je. Unsagbares Leid bedrückt Millionen von Menschen. Ein Massensterben vollzieht sich täglich und stündlich Der Leib der Menschen, Gottes wunderbares Kunstwerk, wird zerfetzt oder verstümmelt oder von Krankheitskeimen aufgezehrt. Die Augen von Tausenden verlieren ihr Licht, Nerven und Verstand werden zerrüttet. Die Werke menschlicher Weisheit und Kunst sinken in Staub und Asche; Städte ... werden in Steinwüsten verwandelt. Und wie die äußeren Menschenwerke, wie die menschlichen Leiber, so werden auch die menschlichen Seelen zerstört, nämlich durch Hass, Rachsucht, Lüge und Grausamkeit“. (F. Heiler: *Mysterium Caritatis*. München 1949, S. 150).

Wie viele mit zerbrochenen Herzen werden dann Gott mit dem Psalmisten angerufen haben: „Herr, warum stehst du so ferne, verbirgst dich zur Zeit der Not?“ (Ps. 10,1); „Herr, wie lange willst du mein so gar vergessen? Wie lange verbirgst du dein Anlitz vor mir? Wie lange soll ich sorgen in meiner Seele und mich ängstigen in meinem Herzen täglich?“ (Ps. 13,2f.); „Gott, schweige doch nicht also und sei doch nicht so still; Gott halt doch nicht so inne!“ (Ps. 83,2). In den Psalmen wird eben nicht nur gelobt und gedankt. Neben den Halleluja-Psalmen stehen nicht wenige Klagepsalmen. Fragen, Klagen, ja Anklagen werden laut. Und dennoch! Die zerbrochenen Herzen suchen Hilfe da, wo allein sie zu finden ist. Gott lebt, auch wenn er schweigt. Die Hoffnung ist lebendig: Gott heilt, die zerbrochenen Herzen sind. Im zitierten Psalm 13 endet der Psalmist so: „Ich hoffe aber darauf, dass du so gnädig bist; mein Herz freut sich, dass du so gerne hilfst. Ich will dem Herrn singen“. (Ps. 13,6). In unserem Psalm 147 heißt es, dass Gott an denen Gefallen hat, „die auf seine Güte hoffen“ (V. 11), nicht an denen, die sich selbst gefallen und auf ihre eigene Kraft bauen (V. 10).

Im Alten und Neuen Testament finden wir immer wieder solches Vertrauen in Gottes Güte und das Lob Gottes trotz Not und Bedrängnis. Als Hiob alles genommen ist,

Besitz und familiäres Glück, da kann er dennoch sagen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt“. (Hiob 1,21). Und Paulus, der so viel erleiden musste, Verfolgung, Todesgefahr, Unterdrückung und dazu durch ein körperliches Leiden geplagt war, schreibt an die Korinther: „Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht; uns ist bange, aber wir verzagen nicht; wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen; wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um“. (2. Kor. 4,8f.). Oder schauen wir auf Paulus und Silas, die hart geschlagen wurden und sich in strengster Kerkerhaft befinden und dennoch Gott loben: „Um die Mitternacht aber beteten Paulus und Silas und lobten Gott“. (Apg. 16,25). Die Geschichte der christlichen Gemeinde ist voll von solch bewegenden, den Kleinglauben überwindenden Berichten. Da lösen sich Verhärtungen, die eigenen Probleme erscheinen in einem anderen Licht, die Angst wird überwunden. Blättern wir nur in unserem Gesangbuch. Wieviel Lobpreis klingt uns da entgegen, auch und gerade bei bitterster Leiderfahrung. Paul Gerhard steht da in vorderster Linie, der so viel persönliches Unglück erleiden musste, der durch Pest und Dreißigjährigen Krieg heimgesucht wurde. Wir haben zu Beginn vier Strophen aus seinem schönen Lied „Du, meine Seele, singe“ miteinander gesungen; die fünfte Strophe daraus lautet:

„Er weiß viel tausend Weisen,
zu retten aus dem Tod,
ernährt und gibet Speisen
zur Zeit der Hungersnot,
macht schöne rote Wangen
oft bei geringem Mahl;
und die da sind gefangen,
die reißt er aus der Qual“.
(EKG 302,5)

Oder nehmen wir die letzte Strophe aus seinem gern gesungenen Lied „Die güldne Sonne“:

„Kreuz und Elende,
das nimmt ein Ende;
nach Meeresbrausen
und Windessausen
leuchtet der Sonnen gewünschtes Gesicht.
Freude die Fülle
und selige Stille
wird mich erwarten
im himmlischen Garten;
dahin sind meine Gedanken gericht“.
(EKG 449,12)

Zwölf wunderbare Strophen hat dieses Lied. Wie aus einem unerschöpflichen Quell gleichsam sprudelt Strophe um Strophe. Auch das im Umfeld des Dreißigjährigen Krieges entstandene Lied „Befiehl du deine Wege“ hat zwölf Strophen. Welchen Trost haben Menschen in Not immer wieder aus solchen Strophen geschöpft. Nur zwei Stimmen dazu: Theodor Fontane, der dieses Lied als „das große deutsche Tröstelied“ bezeichnet hat, bekannte in bedrohlicher politischer Gefangenschaft in Frankreich, als er beim antiken Philosophen Seneca Trost suchte: „Da wirkt ein Gesangbuchvers von Paul Gerhard doch anders“. Und Dietrich Bonhoeffer schrieb 1944 aus dem Gefängnis in Berlin: „... man kehrt zu den schönen Paul-Gerhard-Liedern zurück und ist froh über diesen Besitz“.

Der Sänger unseres Psalms ruft uns zu: „Unser Herr ist groß und von großer Kraft“ (V. 5). Wir dürfen und sollen uns diesem Herrn anvertrauen in der gewissen Hoffnung, dass er hilft. Gott selbst sagt: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen“. (Ps. 50,15). Dazu ermuntert uns auch Paul Gerhard im genannten Lied „Befiehl du deine Wege“, von dem wir nun die Strophen 1 – 2 und 6 – 7 singen wollen.

Amen.

Zum 1. ADVENT

Kolosser 1, 15-23.

Paulus fordert zu Beginn des Briefes die Gemeinde auf, Gott dafür zu danken, „daß er euch tauglich gemacht hat, an dem Erbe der Heiligen im Licht teilzuhaben. Er hat uns der Macht der Finsternis entrissen und in das Reich seines geliebten Sohnes versetzt. Durch ihn haben wir die Erlösung, die Vergebung der Sünden.“ Hierauf folgt in einer Art Hymnus der Lobpreis Jesu Christi, der der Predigttext des heutigen Sonntags ist:

Er ist das Bild des unsichtbaren Gottes,
der Erstgeborene vor aller Schöpfung,
denn durch ihn ist alles geschaffen
im Himmel und auf Erden,
das Sichtbare und das Unsichtbare,
Throne und Majestäten,
Herrschaften und Mächte.
Alles ist durch ihn und auf ihn hin geschaffen.
Er aber ist allem zuvor.
Das All hat durch ihn seinen Bestand.
Er ist das Haupt des Leibes der Kirche.
Er ist der Anfang,
der Erstgeborene von den Toten,
um unter allen der erste zu sein.
Denn es war der Wille der ganzen Gottesfülle,
in ihm Wohnung zu nehmen,
und durch ihn das All zu versöhnen zu ihm hin,
indem er Frieden stiftete durch seinen Tod am Kreuz –
durch ihn alles, was auf Erden und im Himmel ist.

Und Paulus fährt fort:

Auch euch, die ihr einst Gott entfremdet wart, seine Feinde, deren Sinn daraufstand, Böses zu tun – jetzt hat er euch dadurch versöhnt, daß er seinen irdisch-menschlichen Leib in den Tod gab, um euch vor sich hinzustellen als Heilige, die keinen Makel an sich haben und die keine Anklage trifft. Nur müßt ihr, im Glauben festgegründet, stehen bleiben und euch nicht von der Hoffnung abbringen lassen, die ihr durch die Heilsbotschaft gehört habt, wie sie in der gesamten Schöpfung unter dem Himmel verkündigt worden ist.

Ich Paulus, euer Diener.

Dieser Predigttext, der am Eingang des Advents, der Vorbereitungszeit für das Fest der Menschwerdung Jesu Christi steht, fordert uns auf, erneut darüber nachzudenken, was Jesus Christus, der wie es heißt „menschgewordene Gottessohn“ für uns ist. Der in diesem Text enthaltene Hymnus ist einer der wesentlichen Texte für die Christologie, die sich in der Antike in intensiven Auseinandersetzungen und mehreren Konzilien mit der Frage nach dem Verhältnis von Gott und Mensch in Christus auseinandersetzte. Doch nicht dieses theologische Problem, das sich vor allem durch die Rezeption des Christentums im späthellenistischen Denken ergab, soll Gegenstand der heutigen Predigt sein. Ich möchte nicht fragen, was Christus ist, sondern was er für uns bedeutet, und ich möchte mich dabei von dem Gang dieses Textes anregen lassen. Drei große Themenbereiche spricht er an:

1. Christus als das Bild des unsichtbaren Gottes,
2. Christus, der Ursprung und das Ziel der Schöpfung und
3. Christus, der Versöhner und Friedensstifter.

Der Hymnus setzt ein mit den Worten: „Er ist das Bild des unsichtbaren Gottes“, d. h. wir können in ihm Gott sehen, der für uns nicht sichtbar ist. Die Zeiten sind vorbei, wo man sich Gott als alten, gütigen Mann mit Bart vorstellte, auch wenn er in der Kunst immer wieder so dargestellt wurde, vor allem als Schöpfergott, so müssen wir doch einsehen, daß dies ein durch uns geschaffenes Bild ist, das unsere Vorstellungen und vor allem unsere Beziehung zu diesem väterlichen Gott symbolisiert. Durch die Entwicklung der Wissenschaft, die Erweiterung des Erfahrungsbereiches der Menschheit durch die Raumfahrt, durch die Entwicklung der Evolutionslehre, die Überlegungen der Wissenschaftler zur Entstehung der Welt scheint Gott in unerreichbare Fernen und ins Nicht-mehr-Vorstellbare entrückt. Unsere Vorstellung von Geschichte ist nicht mehr geprägt von der Vorstellung des unmittelbaren Einwirkens Gottes, wie es noch etwa die Psalmen des Alten Testaments zeigen und wie es auch lange Zeit die Vorstellungen im europäischen Christentum war.

Wenn wir uns dennoch diesem Gott anvertrauen, so tun wir es, weil einer da war, der von sich sagte: „Wer mich sieht, sieht den Vater.“ Davon spricht auch der Text, wenn er Christus als „Bild des unsichtbaren Gottes“ bezeichnet. Damit ist eine Vorstellung angesprochen, die sich immer wieder in den Evangelien selbst findet. Der Gedanke von Jesus Christus als die Offenbarung Gottes an diese Welt zieht sich insbesondere durch das ganze Johannesevangelium: Immer wieder führt dort Jesus in seinen Reden aus, daß sein Handeln und sein Sprechen nicht aus ihm selbst, sondern aus dem Vater kommt. Nur einige Beispiele etwa aus Joh. 5,19ff.:

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Der Sohn kann von sich aus nichts tun, außer was er den Vater tun sieht. Denn was jener tut, das tut der Sohn in gleicher Weise.“

und etwas später:

„Der Vater richtet ja auch niemand, sondern er hat alles Gericht dem Sohne übergeben.“

„Ich kann nichts aus mir selbst tun. Wie ich höre, richte ich, und mein Gericht ist gerecht. Denn ich suche nicht meinen Willen, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat.“

Sehen wir vorläufig von dem Aspekt von Christus als Richter der Welt ab, so zeigt sich uns in diesen Texten, daß Jesus Christus für uns der einzige Zugang, die einzige Quelle unserer Gottesbeziehung ist. Er ist derjenige, der ihn uns als väterlichen, gütigen und erbarmenden Gott in einer Vielzahl von Gleichnissen geschildert hat, der uns gelehrt hat, von ihm als „Vater unser“ zu sprechen. Aber nicht nur in seiner Lehre, sondern auch in Jesu Handeln und in seinem Sein wird der unsichtbare Gott sichtbar und erkennbar: in den Wundern, die das Erbarmen Gottes mit den Hilflosen, Schwachen und Kranken zeigen, seine verzeihende Liebe auch mit den Sündern. In Jesus auf seinem Leidensweg wird aber auch der äußersten Verzicht auf Macht und Gewalt, auch gegen seine Feinde sichtbar. So könnte man den Satz deuten, den Jesus zu Pilatus spricht: „Wenn mein Reich von dieser Welt wäre, hätten meine Diener gekämpft, daß ich den Juden nicht ausgeliefert worden wäre.“ In den Reichen dieser Welt gilt Macht und Gewalt, nicht aber in dem Reich, dessen König Christus ist. Sichtbar wird in Christus aber auch die Trauer Gottes, wenn Jesus über Jerusalem klagt: „Wie oft habe ich deine Kinder sammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt, und ihr habt nicht gewollt.“ Das Bild des unsichtbaren Gottes wird in Jesus sichtbar als das eines Gottes, dessen Liebe schranken- und bedingungslos ist. So verstehen wir die Worte unseres Textes: „denn es war der Wille der ganzen Gottesfülle, in ihm Wohnung zu nehmen und durch ihn das All zu versöhnen zu ihm hin, indem er Frieden stiftete durch seinen Tod am Kreuz.“

In dem einmaligen, geschichtlichen Jesus wurde für die Menschen die Liebe Gottes erfahrbar, Sollte das damit zu ende sein, oder ist es nicht die Aufgabe derer, die an ihn glauben, der Kirche im weitesten Sinn, deren Haupt, wie der Text sagt, Christus ist, dieses Bild Gottes weiter den Menschen zu zeigen. Es ist wohl nicht möglich in dieser Vollkommenheit und Fülle, dennoch müßte man überlegen, ob nicht die Vorstellung von der Nachfolge Christi sich nicht allein auf die bereitwillige Annahme des Leidens bezieht, wie sie manchmal verstanden wird, sondern auch darin, daß wenigstens ein Abglanz dieser göttlichen Liebe auch in den Menschen sichtbar und erfahrbar wird, die an Jesus Christus glauben.

Bedeutsam an dem heutigen Text ist aber auch seine kosmologische Ausrichtung: Nicht etwa nur die Menschen werden versöhnt mit Gott, sondern das All und alles, was auf Erden und im Himmel ist, wie es der Hymnus ausdrückt. Aber der Text geht darüber hinaus: Jesus Christus wird als Ursprung der ganzen Schöpfung gesehen, es heißt dort: „Denn durch ihn ist alles geschaffen, im Himmel und auf Erden, das Sichtbare und

Unsichtbare, das Sichtbare und Unsichtbare, Throne und Majestäten, Herrschaften und Mächte. Alles ist durch ihn und auf ihn hin geschaffen. Er aber ist allem zuvor.“ In den Texten des Neuen Testaments treten zwei Auffassungen von Jesus hervor, die sich deutlich von einander unterscheiden: Der einen zufolge, ist Jesus von Nazareth von Gott zu seiner einzigartigen Sendung auserwählt und zum Sohn Gottes eingesetzt worden, etwa bei seiner Taufe im Jordan mit dem Bekenntnis Gottes zu ihm, oder aber in der Verkündigungsszene, wo Gott sich wiederum zu ihm bekennt. Die andere Vorstellung geht von einer Präexistenz Jesu Christi aus, der immer schon bei Gott war und aus dieser Ewigkeit in die Welt der Menschen kam, um sie mit Gott zu versöhnen. Dieser zweiten Deutung gehört unser Text an, der deutlich dem Anfang des Johannesevangeliums entspricht:

„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dieses war im Anfang bei Gott. Alles ist durch es geworden und ohne es ist nichts geworden, was geworden ist.“

Entgegen der alttestamentlichen Vorstellung von Gott als dem Schöpfer, der in sieben Tagen die Welt in ihren Einzelheiten erschafft, eine eher mythologische Darstellung, die wohl niemand mehr als unvereinbar mit den modernen Theorien der Entstehung des Kosmos bringen wird, finden wir hier eine Vorstellung von Schöpfung, die in Jesus Christus, als Logos (das heißt eigentlich 'Wort') den eigentlichen Grund und Anfang der Schöpfung sieht.

In unserem Text ist Christus aber nicht nur der Anfang, der Schöpfer alles Seienden, sondern auch derjenige, der es im Sein erhält: „Er aber ist allem zuvor. Das All hat durch ihn seinen Bestand“ heißt es in unserem Text. Wenn wir versuchen, diese Aussagen von unserem heutigen Denken aus zu begreifen, so könnten wir sagen, daß die Welt in ihrer Fülle durch den Willen Gottes entstand und durch ihn ihre Existenz hat. Und wiederum ist Jesus Christus derjenige, der Gottes Hinwendung zu seiner Schöpfung für uns sichtbar macht. Man könnte vielleicht sagen, Jesus Christus ist die der Welt und den Menschen zugewandte Seite Gottes, wenngleich dabei nie von seinem Menschsein abgesehen werden darf. Er ist ja der in die Geschichte eingegangene Logos, das Wort, Gottes, der in ihm zu den Menschen spricht.

Von diesem Menschsein, allerdings von einem erhöhten und durch den Tod bereits hindurchgegangenen, spricht auch unser Text, indem er Christus als das Haupt der körperhaft vorgestellten Kirche preist, ihn den Erstgeborenen von den Toten nennt. Dieser Text weist schon in eine Zukunft, in eine mit Gott versöhnte und mit Christus durch den Tod hindurchgegangene Welt. Jesus ist nicht nur der Anfang der Schöpfung, er ist auch ihr Ziel, das aber noch nicht erreicht ist. So ist auch die Rede von der Wiederkunft Christi zu verstehen. Advent ist nicht nur eine Wiederholung und Erinnerung des Wartens auf die Geburt des Erlösers, sondern enthält zugleich den Aspekt des Wartens auf sein Kommen in der Zukunft.

Wo ist unser Standpunkt in diesem kosmischen Geschehen? Dem widmet sich der zweite Teil des Textes nach dem Hymnus: Christus hat uns versöhnt, um uns wie es dort heißt: „als Heilige, die keinen Makel an sich haben und die keine Anklage trifft, vor sich hinzustellen.“ Auch dieser Satz hat etwas Zukünftiges, wir wissen sehr gut, daß wir, so wie wir in unserer Gegenwart leben, keine Heiligen, keine Makellosen sind, die keine Anklage treffen kann. Aber wir müssen nur eines tun, sagt der Text, indem er die angeredete Gemeinde auffordert: „im Glauben festgegründet, stehen bleiben und auch nicht von der Hoffnung nicht abbringen lassen, die ihr durch die Heilsbotschaft gehört habt.“ Wir sollen also den Glauben und die Hoffnung nicht aufgeben, daß wir einst heilig und makellos sein werden. Diese Vorstellung hat fast etwas Erschreckendes an sich, weil sich ihre Größe mit unserer Kleinheit nicht zu vertragen scheint. Und dennoch müssen wir in der Erwartung des Reiches Gottes leben, um das wir immer wieder im Vater unser beten. Das ist die Zukunft unseres Advents, in dem wir leben, und nicht nur unseres Advents, sondern die Zukunft, „wie sie in der gesamten Schöpfung unter dem Himmel verkündigt worden ist,“ wie es in unserem Text heißt.